



Brem. a. 1494.

Bu. 4.

Erinnerungen aus dem Leben

mit

besonderer Rücksicht auf das Jahr **1813**

von

Hauptmann Böse.

Zum Besten des Bremer Mädchens von 1813.

Anna Lühring,

ehemaligen Lütkower Fußjäger.

Bremen, 1838.

Gedruckt bei Carl Schünemann.



Brem.-c. 1494.

No. 4.

Erinnerungen aus dem Leben

mit

besonderer Rücksicht auf das Jahr 1813

von

Hauptmann Böse.

Zum Besten des Bremer Mädchens von 1813.

Anna Lühring,

ehemaligen Lühower Fußjäger.

Bremen, 1838.

Gedruckt bei Carl Schünemann.



0

N. 11

Vertrag

und

111

der



111

der

der

der

der

der

der

Es giebt zwei Ursachen, welche mich an den Schreibtisch bringen. Ich war in Hamburg bei dem dortigen Hanseatenfeste, und erfuhr ganz zufällig, daß das Mädchen von Bremen, Anna Lühring, *) dort als Wittve in höchst beschränkten Verhältnissen lebe. Es wäre wohl möglich gewesen, bei der Gelegenheit etwas zu erwirken, indessen es war Bremens Sache. Dies hielt mich ab. Vor einiger Zeit habe ich in Bremen gehörigen Orts das Nöthige angezeigt. Wenn auch wie zu hoffen und zu erwarten steht, von der Stadt etwas geschieht, so ist dies immer eine Sache, an welcher das Publicum auch Antheil nehmen kann, muß, möchte ich sagen. Durch diese kleine Schrift habe ich dasselbe aufmerksam auf den Gegenstand machen wollen. Indem ich dieselbe zu ihrem Besten herausgebe, habe ich nicht die mindeste Hoffnung, hierdurch etwas zu erreichen. Dergleichen leichte Sachen pflegen die Druckkosten nicht zu geben. Etwas hinwerfen habe ich wollen. Sollte nicht ein Publicum wie das Bremische, besonders Bremens Frauen, die in der Zeit, deren Andenken wir so eben feierten, so großartig austraten, die so große Summen für die gute Sache aufbrachten, die selbst den Armeen folgten, die Verwundeten zu pflegen, ihr Elend zu mildern, — etwas Dauerndes für unsere Bremische Heldin, die jetzt ein armes altes Mütterchen ist, thun können? Es ist so wenig, was Noth thut.

*) Sie ist die Tochter des verstorbenen Zimmermeisters Lühring in Bremen, nahm 1813 Dienste unter Lützows Fußjägern, ohne daß ihre Familie oder sonst jemand davon oder überhaupt wußte, wohin sie sich gewandt hatte. Sie diente unerkannt bis zum Frieden 1814, wie ich vom General Lützow selbst erfuhr, gut und tapfer, und wurde in Berlin von Mitgliefern der königlichen Familie mit Auszeichnung behandelt.

Wir wollen uns der Sache, der Wirkungen erinnern. Dabei ist es aber nach meiner Ansicht an der Zeit, die Ursachen von jenen nicht zu übersehen. Ueberdem könnte es für Manchen sein Gutes haben, einmal in einem treuen Bilde zu sehen, wohin Willkürherrschaft, Ungerechtigkeit, Unterdrückung des Volks, die auf verhöhrende, sophistische Weise, als das Gemeinwohl fördernd durch öffentliche Patente dargestellt wurden, und Verarmung, ruhige Bürger bringen kann.

Daß ich mir den sicher nicht ausbleibenden Tadel, wegen des von mir selbst Sprechens, auflade, kümmert mich nicht, denn aufrichtig gesagt, ich mache mir aus diesem sowohl wie aus dem Beifall, mit seltenen Ausnahmen, gar nichts. Durch einiges Nachdenken, zu welchem ich vor längerer Zeit, ohne mein Verdienst, von einem für mich sehr ernstern Ereigniß, ganz zufällig gebracht wurde, kommt man leicht dahin, es sich nur selbst recht machen zu wollen. Es ward mir klar, daß das Streben nach dem Beifall der Menschen eine Thorheit ist, wenn durch dieses bezweckt wird, Ruhm und sogenannte Ehre sich zu erwerben. Zwischen dem Tödt und den Würmern, ist der interessanteste Augenblick der, wo die beiden Haupttheile, aus denen der Mensch zusammengesetzt ist, sich zu trennen im Begriff sind. Da pflegen wohl ganz eigene Gedanken sich einzustellen, wenn diese zu machen die Zeit uns gegeben wird.

Der Verfasser der Bremischen Geschichte, Herr Professor Storck, hat mich zu seiner Zeit angelegentlich ersucht, ihm die Materialien über die Insurrections-Versuche, die im Frühjahr 1813 in Bremen Statt fanden, zu geben. Ich habe dies, so wie wiederholte Anforderungen vieler Bekannten, die Sache zu veröffentlichen, abgelehnt.

Es scheint mir nöthig zu bemerken, daß ich durchaus keine Notizen mir gemacht habe und daher mich ganz allein auf mein Gedächtniß verlassen muß; was ich indessen mit einiger Zuversicht, Hauptsachen betreffend, thue.

Meine Erziehung wurde sehr vernachlässigt. Im 12ten Jahre wußte ich eigentlich nichts, obgleich es mir, wie sich später zeigte, an Auffassungsgabe nicht ganz fehlte. Beschränkte Lehrer, die damals häufig vorkamen, hatten nicht verstanden, mir das gründliche Lernen angenehm zu machen. Weil ich die unbedeutenden Schulaufgaben leicht lösete und weil meinem Haupt-Lehrer aus besondern Gründen daran gelegen war, meinen Eltern glauben zu machen, ich hätte unter seiner Leitung große Fortschritte gemacht, galt ich in der Familie für ein Genie, während ich in Wirklichkeit selbst nicht die Anfangsgründe der deutschen Sprache inne hatte. Da kamen die französischen Emigranten zu uns. Die Ungerechtigkeit, den Uebermuth, den sie sich daheim zu Schulden kommen ließen, mußten sie schwer büßen. Sie sahen die Auswanderung als eine Spazierfahrt an, denn sie gedachten mit den Allirten bald als Sieger wieder in Paris einzuziehen, und hatten größtentheils das Reisegeld zu Hause gelassen. Viele kamen daher in große Noth, aber sie bettelten nicht und hungerten lieber. Manche halfen sich durch Unterricht geben. Mein Vater war mit Einem von ihnen bekannt geworden, der sich Faucon nannte, dessen wahrer Name, wie ich später erfuhr, Villaret, ich glaube Marquis de Villaret, war. Dieser ein wissenschaftlich gebildeter vortrefflicher Mann, wurde der Freund des Hauses, mein Lehrer. Ich verdanke ihm viel. Er überzeugte meine Eltern bald, daß mein Lehrer beschränkten Geistes und Wissens sei. Ich kam aus der Schule, erhielt Privat-Unterricht, und machte nun einige Fortschritte; lag mit Eifer besonders den Studien der französischen und englischen Sprache ob, denn Herr Faucon verstand es, die Lust zum Lernen in mir zu wecken. Aber ich verdanke ihm mehr als dies. Er brachte mich früh zum Nachdenken über das Leben. — Er rettete mich vom moralischen und physischen Verderben, dem ich ohne ihn schwerlich entgangen sein würde. 1795 kam die englische

Armee unter dem Herzog von York, von den Franzosen aus Brabant und Holland vertrieben, zu uns nach Bremen; mit ihr eine Menge reicher brabantischer und holländischer Flüchtlinge. Es kam eine große Masse Geld in Umlauf. Bremens Wohlstand hob sich in kurzer Zeit außerordentlich, der Werth der Grundstücke sowohl wie der Handels-Artikel und der Lebensbedürfnisse stieg bedeutend. Es mußte Polizei aufgestellt werden, um beim Rathhause und der Börse eine Passage frei zu halten, die sonst durch die vielen Pferde der englischen Officiere, die im Weinkeller zechten, unterbrochen wurde. Eine Menge Straßenbuben war beschäftigt, die Thiere dort zu halten, wofür sie in der Regel von den damals noch so freigebigen Engländern mit Kronen, ja halben, selbst ganzen Guineen bezahlt wurden. Diese habe ich von den Buben auf einen Wurf im sogenannten Marrelspiel sehen sehen. Man war für so viel erzeugtes Gute dankbar, und nahm manche Sitten und Gebräuche der uns beglückenden Gäste, unter anderen auch die an, daß man länger wie bisher bei Tische saß, nachdem die Damen sich entfernt, die Flasche herum gehen ließ, und häufig gleich jenen türkischen Theriackessern die Vernunft beseitigte. Dieser Gebrauch war nicht etwa allein bei eigentlichen Gesellschaften, sondern auch in kleinen Kreisen, nicht bloß bei jungen, sondern auch bei alten Leuten so ziemlich allgemein im Gange. Vor 1795 war ein Trinker in Bremen ein verächtlicher Mensch. Nach dieser Zeit wurde man hierin sehr nachsichtig. Da ich habe es erlebt, daß man mit Geringschätzung angesehen wurde, wenn man keine Lust bezeigte, in Gesellschaft den Verstand zu verlieren. Diese Sauf-Periode hat in Bremen etwa 12 — 15 Jahre gedauert. Auf dem Lande hat sie später hin und wieder neue Auffrischung erhalten. Doch jene lustigen Brüder, wo sind sie jetzt? Sie sind fast alle vor der ihnen von der Natur bestimmten Zeit abgerufen, Rechenschaft zu geben von ihren Thaten. Manche von ihnen sind durch das

erhitzte Blut schnell abgerufen. Andere mußten noch lange an einem durch Nervenreiz geschwächten Körper leiden. Wie vielen Wohlstand und Familienglück habe ich nicht durch das Uebermaaß im Genuß geistiger Getränke untergehen sehen. —

Daß auch ich nicht untergegangen bin, verdanke ich allein den Lehren des guten Faugon.

Ich hatte große Lust zu studiren, wurde aber zum Kaufmannsstande gezwungen. Deshalb wohl bin ich mein Lebenlang ein schlechter Kaufmann gewesen. Nur in der französischen Zeit, wo wegen der Continental = Sperre um mich her alles zu Grunde ging, wo ich selbst auf gutem Wege war bankrott zu machen, zeigte sich etwas von Speculationsgeist in mir. Ich war mit meinem Zuckerfabrikgeschäft ins Königreich Westphalen gegangen, wo ich mit besonderer aber geheim gegebener Erlaubniß der Regierung, die ins Land geschmuggelten rohen Zucker, ohne die mindeste Gefahr, für meine Fabrik ankaufen konnte, trotz der Verpflichtungen, die Westphalen als Rheinbundsstaat gegen Napoleon hatte. Die brüderliche Liebe und Dankbarkeit verhinderte nicht, daß man sich gelegentlich anführte, was indessen auch zuweilen seine Unbequemlichkeiten hatte; denn wegen gleicher Nachsicht wie die obige gegen mich, welche Louis von Holland gegen seine Holländer hatte, wurde dieser von seinem Bruder abgesetzt.

Schon in meinem 21sten Jahre wurde ich, wie man zu sagen pflegt, mein eigener Herr. Einige Jahre später ging ich längere Zeit auf Reisen. Die Erinnerung an diese Zeit ist mir nur noch wie ein Traum; nichts weiter, aber ein angenehmer, schöner Traum, wie überhaupt die Vergangenheit. 1807 nach Bremen zurückgekehrt, fand ich die Franzosen dort. Noch war der Handel so ziemlich frei, aber immer mehr bildete sich Napoleons System, Englands Handel vom festen Lande zu vertreiben, aus. Bald wurde der Seehandel nur noch über Oldenburg

getrieben, und endlich hörte er ganz auf, wir wurden Frankreich einverleibt. Schwere Zeiten kamen über Bremen. Gänzlichcs Aufhören des Handels führte bald Verarmung herbei, dabei mußten wir schwere Steuern zahlen. Für das Haus welches ich mit meinem Bruder gemeinschaftlich besaß, mußten wir ein Jahr etwa 2400 Rthl Einquartierungsgeld geben. Es kostete uns 113,000 Rthl , dabei stockte unser Geschäft in Bremen gänzlich. Fast Jeder, der kein großes Vermögen besaß, konnte genau die Zeit, wann er bankrott sein werde, berechnen. Welche Capitalien gingen verloren durch das Sinken des Grundwerths bis etwa auf ein Drittheil des früheren. Dabei wurden wir noch dazu von unseren Feinden verhöhnt und gescholten, daß wir keine guten Franzosen seien. Schlechter noch als diese waren die größtentheils mit ihnen gekommenen Brabanter und auch einige Deutsche, die sich ihnen anschlossen. Zu ersteren gehörte auch der Präfect von Bremen, ein Graf Arberg. Dieser hatte einen großen Haß auf uns geworfen. Die erste Veranlassung dazu war, daß unsere Frauen mit seiner Maitresse, einer gewissen Lablond, keinen Thee trinken wollten. — Napoleon ließ in Bremen in öffentlicher Versteigerung gekaperte englische Waare verkaufen. Vier Wochen nachher gab er ein Decret heraus, nach welchem diese, wo man sie fand, weggenommen und verbrannt wurden. Auch jene Waare, die man noch zu finden wußte, wofür man so eben das Kaufgeld erhalten, wurde auf der Bürgerviehweide verbrannt, ohne daß man den empfangenen Werth zurückgab. So ist es, wenn ich nicht irre, den Gebrüdern K. gegangen, und bezeichne ich unter gleichem Vorbehalte den Werth dieser Waare mit 10,000 Rthl . Auf den Handel mit England selbst, auf die Correspondenz mit demselben in Handelsangelegenheiten standen die schwersten Strafen, ja unter Umständen der Tod. Es wurden viele Briefe aufge-

fangen, aber die französischen Behörden benutzten dergleichen zu Gelderpressungen.

Um zu zeigen, daß solche Gesetze nicht bloß auf dem Papier standen, aber auch um eine wenig bekannt gewordene Handlung von wahrem Heldenmuth, wie sie es sicher verdient, jetzt noch ans Licht zu ziehen, theile ich hier folgende wahre Geschichte mit. Die Helden derselben sind ein Herr Kind aus Bremen und ein Matrose, dessen Name ich nicht in Erfahrung brachte. Diese fahren mit fünf anderen Leuten von der Geeste ab, um Waaren von Helgoland zu holen. Nachdem sie einige Stunden fort sind, werden sie von einem Douanenschiff angehalten. Das Gesetz, welches Todesstrafe über die Schmuggler verfügte, war den Tag vorher publicirt. Die Schmuggler wehren sich, werden Herr über die zu ihnen an Bord gegebene Wachmannschaft und werfen diese über Bord. Doch bald darauf kommt zu ihrem Unglück ein französisches Kanonenboot, nimmt sie gefangen und bringt sie nach Rixbüttel, wo, ein paar Tage darauf vor das Kriegsgericht gestellt, der Tod ihnen so ziemlich gewiß war. Durch Estafette kommt die Nachricht nach Bremen, und der jetzige Herr Dr. L. in B. und mein Freund der jetzige Herr Senator Droste in Bremen, beide damals die berühmtesten Advocaten und besten Redner bei den französischen Gerichten, machen sich auf die Reise und kommen den Abend vor der Sitzung des Gerichts in Rixbüttel. L. macht sich an den als Capitain-Rapporteur beim Kriegsgericht designirten Officier. Dieser läßt sich, auf welche Weise, ist mir unbekannt, dahin erweichen, daß er erklärt, dem Gesetze müsse Genüge geleistet werden, nämlich darum, daß die Gefangenen nach einer englischen Besizung gewollt hätten. Daß sie die Douanen über Bord geworfen, darnach frage ihr Kriegsgericht nichts, daß sei schlechtes Volk, um die man sich nicht bekümmern würde. Er müsse Einen zum Todtschießen haben. Dieser müsse im Gerichte erklären, er sei der Ca-

pitain gewesen, die anderen hätten seinem Befehle gehorchen müssen. Mit diesem delicates Bescheid gehen die Herren nun zu den Gefangenen. Nach langer Berathung entschließen sich diese zu dem Loosen, und schwören sich einander Stich zu halten. Das Todesloos wird gezogen, und der Mensch, den es traf, zeigt einige Standhaftigkeit. Doch kaum in ihr Logis angekommen, wird schon vom Gefängnisse wieder hergeschickt und die Herren finden, dort zurückgekehrt, daß der Mann keine Lust zu sterben hat. Er hat sich besonnen und erklärt es sei gegen sein Gewissen, sich selbst zu tödten &c. Man ist in Verlegenheit; ohne Einen, der die bedenkliche Ehre der Capitainschaft übernimmt, müssen alle sterben. Da tritt K. auf, faßt einen seiner Leidensgefährten bei der Hand und sagt: Bruder ich kenne Dich als einen braven Kerl, Du wirst mit mir Stich halten, willst Du mit mir loosen? Der Mann sagt Ja. *) K. zieht das Todesloos und sagt den Uebrigen: „Jetzt könnt ihr ruhig sein, ich halte euch Wort.“ — Dr. L. überbringt dem Capitain-Rapporteur die Nachricht über das Vorgefallene. Dieser wird weich gestimmt, und sagt: Es ist doch Schade, daß ein so braver Kerl erschossen werden soll; geht jetzt nur fort. Bald läßt er ihn wieder kommen und wirft so hin: „Ich würde in eurer Stelle zu dem Präsidenten des Kriegsgerichts gehen.“ Man befolgt diesen Rath und findet einen alten treuherzigen Mann, der ebenfalls sehr gerührt ob des Vorgefallenen ist, und helfen will. Nach einigem Besinnen läßt er das Journal des Kanonenboots holen, von welchem er Commandant ist; giebt es Dr. L. und sagt: Schreibt euch schnell das, was dort vom 2ten dieses darin steht, ab, und prägt es den Gefangenen

*) So ist mir der Fall von einer Seite erzählt. Von einer andern höre ich, daß man glaube, die Leute hätten alle wieder gelooft, mit Ausnahme desjenigen, der die Capitainschaft ablehnte.

wohl ein. Ich bin den Tag draußen gewesen, und habe mehrere kleine Fahrzeuge gesehen. Laßt die Leute im Gerichte behaupten, sie wären am 2ten schon in See gewesen; dann können sie von dem Gesetze, was an dem Tage publicirt ist, nichts gewußt haben. Dies geschieht. Im Gerichte hat nun K. sich als Capitain angegeben, aber behauptet, am 1sten ausgegangen zu sein. Er habe am 2ten in einer gewissen Gegend ein französisches Kanonenboot gesehen, welches gewisse Bewegungen gemacht habe, und sei er vor demselben wieder die Weser hereingeflüchtet und deshalb am 3ten genommen worden. Der Capitain-Rapporteur sucht das Unwahre dieser Behauptung zu beweisen, doch die Gefangenen sagen alle wie ihr braver Capitain, aus, widersprechen sich nicht. Da befehlt der Präsident, daß sein Schiffsjournal geholt werde. Dies stimmt genau mit den Aussagen der Leute zusammen. Das Gericht erklärt sich für incompetent, und sie kamen später frei. Der Präsident wird nun vom Prinzen Eckmühl wegen dieses Falls auf die Festung nach Wesel geschickt und hat auf der Durchreise dem Herrn Senator Drost einen Besuch gemacht.

Was die Deutschen anbetrifft, die mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache machten, so sind sie in verschiedene Klassen einzutheilen. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben und giebt es leider noch, wie mir wohl bekannt ist, die das Staatswohl nach ihrem eigenen Wohlbefinden berechnen, die mit jeder Regierung zufrieden sind, die ihre Ansprüche anerkannt, wozu die, daß der Staat sie erhalte, gut erhalte, besonders zu rechnen ist. Daß sie glücklich seien, sich wohl befinden, ist ihr Wahlpruch. Fremde wie einheimische Gewaltherrschaft und Willkühr, das mit Füßentreten der Rechte des Volks sind ihnen vortreffliche Dinge, wenn sie nur dabei mit im Spiele sind. Gleich wie der Windbeutel seine Lügen am Ende selbst glaubt, glauben sie selbst an ihre eigenen Sophistereien, durch welche sie das Unrecht zu

Recht machen. An Patriotismus können sie natürlich ob der eigenen Schlechtigkeit nicht glauben. Kommt ihnen dieser in die Quere, so ist derselbe das Erzeugniß unruhiger Köpfe, oder wenn sie sich nicht anders helfen können, das des Ehrgeizes. Man kann dreist die Mehrzahl der damaligen vornehmen Deutsch-Franzosen zu dieser Klasse rechnen.

Von denen, die die Noth, die Sorge für das tägliche Brod zwang, den Mantel nach dem Winde zu hangen, ist nicht viel zu sagen. Es waren aber auch einige Leute da, die aus innerer Ueberzeugung in das französische System eingingen. Sie fehlten, aber sie fehlten indem sie es redlich mit dem Wohle der Stadt meinten. Zuvörderst hatte der von Napoleon aufgestellte Satz: man müsse das stolze England zwingen, mit uns auf gleiche Bedingungen zu handeln, viel für sich. Hat doch der deutsche Zollverband, dem ich Heil und Gedeihen durch größere Ausbreitung, besonders durch den Anschluß meines jezigen Vaterlandes, sehnlichst wünsche, dieselbe Tendenz, aber nicht gegen England allein, sondern gegen das ganze Ausland, was uns Deutschen so Noth thut, und auch die Ehre fordert. Dazu kam, daß große Mängel in der Bremischen Verfassung statt fanden. Durch die schlechte Einrichtung der Kirchspielsconvente war die Bürgerschaft so gut wie eine Null im Staate. Es war eigentlich nur ein Rath und ein Collegium der Aelterleute da, die die Herrschaft übten. Nur wenige Leute aus der Mittelklasse besuchten die Convente. Da waren in jedem Kirchspiel etwa 10 Bürger und 2 Aelterleute welche Letztere mit Instructionen vom Collegio versehen waren, was die ehrliebende Bürgerschaft sagen sollte. Bei Eröffnung der Sitzung sagte einer der Herren Aelterleute: „ich möchte wohl meinen Herrn Collegen ersuchen, das Präsidium zu übernehmen.“ Die Bürger machten nun eine Art Verbeugung, die auch ersuchender Natur war, und der Vorisende setzte sich, wie die Uebrigen; jedoch kam jedesmal der andere Herr Aeltermann dem Präsidenten rechts

zu sitzen. Nachdem der Rathsantrag verlesen, bat nun dieser jenen, seine Meinung zu sagen; dies geschah, und die ehr-
liebende Bürgerschaft war in der Regel der Meinung
des Herrn Keltermanns. *)

Die Neuerungsſucht war auch über mich gekommen. Ich hatte in England es anders geſehen und brachte daher einſt bei einer ſolchen Gelegenheit meine kleine Perſon auf geſchickte Weiſe auf den Stuhl rechts vom Präſidenten. Nun ſetzte ſich der aſſiſtirende Herr Keltermann links von dieſem. Da ſollte zum erſten Mal, ſo lange Bremen ſtand, links herum geſtimmt werden. Dagegen proteſtirte ich nun, und ſuchte darzuthun, wie gefährlich es für Staaten ſei, das Beſtehende aufzuheben, und o Wunder, mit einer Stimme entſchied das löbliche Kirchſpiel Martini, ich ſolle zuerſt ſtimmen und hielt auch darin am Hergebrachten, daß es nun über die Hauptfrage auch meiner Meinung war, die von der den Ton angeben ſollenden Herren Keltermänner durchaus abwich. Aber nun hatte ich es für immer mit den Herren verdorben. Wir haben mehr mit einander verkehrt. Es muß mir angeboren ſein, den durch offenbare Uſurpation Bevorrechteten, die allenthalben dieſelben ſind, unter welchem Namen ſie auch bezeichnet werden, entgegen ſtehen zu müſſen. Sie haben indessen, wie man zu ſagen pflegt, einen langen Arm, denn die Stellen-Jäger und Fänger kriechen bei ihnen herum und machen es ihnen in der Verachtung des Plebs, wie ſie, wenn ſie unter ſich zu ſein glauben, alle Diejenigen, die nicht zu ihren Kaſten gehören, bezeichnen, nach. Wenn man ihren ſchlechten Handlungen entgegen tritt, ſo werden ſie giftig, und ſchelten. Demagogen, politiſche Umtriebe,

*) Eigentlich habe ich mich ſelten in Bremen um öffentliche Angelegenheiten, beſonders nur dann bekümmert, wenn ſich mir die Gelegenheit bot, Denen entgegen zu treten, die das ſo nöthige Anſehen der ausübenden Gewalt ſchmälern wollten.

sind ihre Lieblingsausdrücke. Hiervon habe ich officiële Beweise, von noch nicht gar lange her. Sie möchten gerne mehr thun, als schimpfen, und mal dreinschlagen, aber sie trauen doch dem Dinge nicht, und stecken bei, wenn man ihnen die Wahrheit sagt.

Zu großen Mißbräuchen, Gelderpressungen führte auch damals vor der französischen Zeit in Bremen der Umstand, daß die Senatoren keinen fixen Gehalt, sondern wegen dieses auf gewisse Staatseinkünfte angewiesen waren, die denn häufig auf eigene Weise, so viel wie möglich, vermehrt wurden. Dahin gehörten auch die Polizeistrafen! So war auf die Sünde gegen das sechste Gebot, wenn ich nicht irre, zwei Mark Bremer Geld, Strafe gelegt, und sollte auch des Sünders Name öffentlich an das schwarze Brett kommen. Meines Wissens ist Letzteres nicht ausgeübt, dagegen aber ein Ehrenbewahrgeld genommen, welches nach dem Vermögen, besonders aber nach den Familien-Verhältnissen, je nachdem diese Geheimhaltung mehr oder weniger wünschenswerth machten, bestimmt wurde. Zu denen die einem solchen Zustande der Dinge feind waren und abgeändert haben wollten, gehörte auch der Herr Dr. W. Da kamen die Franzosen. Er schloß sich ihnen an und wurde Maire der Stadt. Mit Eifer ergriff er des Feindes Sache. Zuerst machte er sich dadurch sehr unbeliebt, daß er mit Strenge die Aushebung der Matrosen für die französische Marine durchführte. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Mann genau beobachten zu können, und kam häufig mit ihm in Verkehr. Er war ein äußerst rechtlicher Mann, der, was in seinen Kräften stand, that, das Unglück, was uns die Franzosen brachten, so viel wie möglich zu mildern; so hat Bremen ihm auch die Erhaltung seines Weinkellers zu verdanken. Daß er durchaus rechtlich war, liegt am Tage, denn er ist ohne irgend bedeutendes Vermögen gestorben. Ein Maire von Bremen konnte, wenn er wollte, bald reich werden.

Bei folgender Gelegenheit erhielt ich ein ziemlich sicheres Anzeichen, daß derselbe ob des Unglücks, das seine Mitbürger durch das Franzosenthum betroffen hatte, anfang, diesen nicht mehr so hold zu sein wie früher. Alle diejenigen, welche keine Franzosentknechte sein mochten, sich von ihnen ferne hielten, und gelegentlich etwas frei sprachen, waren von den Behörden Plackereien ausgesetzt. So nahm mir der Präfect mit Gewalt, ohne daß dazu die Nothwendigkeit vorlag, indem es an öffentlichen Gebäuden nicht fehlte, ohne die durch das Gesetz vorgeschriebenen Formen zu beobachten, mein Haus weg, und machte ein Lazareth daraus. W. hatte die Maaßregel auf Befehl ausführen müssen. Bei dieser Gelegenheit sprachen wir uns offen gegen einander aus, und ich überzeugte mich fest, daß er die Franzosen satt und müde sei. Ueberdem setzte er mich in den Stand, dem Präfecten nicht allein wegen der mir widerfahrenen Unbill, sondern auch noch wegen anderer Dinge empfindlich schaden zu können, wenn ich selbst nach Paris ging und die Sache beim Justizminister anhängig machte, wozu ich vollkommen gesetzlich befugt war; und je nachdem die Sache sich dort für mich gestaltete, den Kaiser zu sprechen. Er wollte durch mich den Präfecten beseitigen, der wohl nicht mit Unrecht, sehr verhaßt war. Aber dies paßte mir nicht mehr, ich hatte bereits andere Pläne. Ich wollte mich demselben nähern. Es war dies im Jahre 1811 als solches sich zutrug, die Zeit kann ich nicht mehr genau angeben. Um diese meine Sinnesänderung zu erklären, muß ich etwas weit ausholen.

Nachdem ich das Angenehme des Reisens kennen gelernt hatte, blieb mir die Lust dazu. Ich war wenig zu Hause. Mein Geschäft gestattete dies. Ich hatte allenthalben sichere Leute hingeschickt, nach der Ostsee, an der Elbe, in Minden, in Minteln, wo die Fabriken waren. Den Verkauf der Fabrikate hatte ich Herrn A. F. S. übertragen. Ein guter Gedanke, alle vier Wochen etwa ein

Brief genügte, um die Sache in gutem Fortgange zu halten. Ich konnte meinem Vergnügen nachgehen, reisete beständig in Deutschland umher, und lernte viele Menschen kennen. Allenthalben herrschte ein Gefühl vor: Haß gegen unsere Unterdrücker. Auch mein Innerstes war von diesem tief durchdrungen. Ich hatte in England gesehen, daß es in der Hauptsache einig und kräftig genug war, jeden directen Angriff abzuwehren. Wie ich aus Spanien kam, ging Murat hinein. Den Widerstand den er fand, den für die Franzosen so mörderischen kleinen Krieg, dem sie dort ausgesetzt waren, konnte ich mir leicht erklären. Ich hatte den spanischen Bauer mit der Pistole oder dem Dolche im Bandelier hinter dem Pfluge gesehen. Wellingtons Feldherrn-Talent, welches sich dort so herrlich entwickelte, mit seiner braven Armee, aber auch das englische Geld, wogen schwer in der Schale.

Wir hatten 1809 große Hoffnungen; sie gingen nicht in Erfüllung. Schon um die Mitte vom Jahre 1811 war ein Krieg mit Rußland höchst wahrscheinlich. Darauf hofften die Wenigen, die noch nicht die Hoffnung aufgegeben hatten, den großen Eroberer zu Schanden werden zu sehen. Nach der Demüthigung die Preußen erlitten und in der es fortwährend von seinem Besieger erhalten wurde, war es bei dem Character des Königs, besonders aber bei dem des ausgezeichneten Mannes, den Preußen in Hardenberg besaß, vorauszusehen, daß es bei der ersten guten Gelegenheit sich erheben würde, denn die Regierung brauchte nur das Signal zu geben und das Volk würde da gewesen sein. Man war damals auch in Berlin fest der Meinung, daß Schill 1809 nicht ohne eine Art geheimer Autorisation handelte, und man durch ihn nur ausfindig machen wollte, was von dem Volke zu erwarten sei, und daß ohne die so schnelle und schreckliche Niederlage der Oestreicher, sich Preußen schon damals erklärt haben würde. Dieses mußte immer das Signal geben, und die anderen kleinen norddeutschen Staaten, besonders

Hessen, Hannover und Braunschweig würden sicher gefolgt sein.

Wo es einigermaßen geschehen konnte, sprach man sich aus. Man fragte mich häufig: „Ihr Hansestädter würdet doch nicht zurückbleiben?“ Ich antwortete dann wohl: „ich glaube nicht, denn wir haben große Ursache, die Franzosen zu allen Teufeln zu wünschen.“ Ich hatte viele Bekanntschaften gemacht, war in Wien, Berlin, und trieb mich auf den Bädern herum, besonders war ich auch in Minden und der Umgegend bekannt. Ich hatte vielleicht mit manchem Tugendbündner gesprochen, denn viele Andeutungen wurden mir gemacht, war aber wohl Anfangs noch zu ängstlich, oder noch nicht reif dazu, und ging nicht darauf ein. Einst war ich in Pyrmont mit einem alten langjährigen Bekannten und Freund den R. R. aus E. im Gespräch über die Unbilden, die uns die Franzosen in Bremen zufügten, und bemerkte, daß ich mich von ihnen fern halte, und keiner mein Haus betreten solle. Da sagte R.: „Sie haben sehr Unrecht. Wenn Sie ihnen in der Folge einen auszuweichen wollen, so müssen Sie sich mit ihnen abgeben, sich ihnen nähern.“ Ich mache es auch so und führe sie an, wenn die Gelegenheit dazu kommt, woran ich nicht zweifelte, denn wenn sie in Rußland mal was drauf kriegen, so müssen wir alle bei der Hand sein. Wenn Sie sich zu so etwas entschließen, so will ich Ihnen den Rath geben: Schreiben Sie nie, und lassen Sie sich nicht schreiben. Bremen ist ein bedeutender Ort, Sie thun genug und viel, wenn Sie da etwas in Gang bringen, das Land sieht auf die Städte und folgt immer.“ — Ich hatte ihn später in E. besucht und mit ihm alles besprochen. Mein Freund sagte mir aber aus guten Gründen nicht die volle Wahrheit. 1824 oder 1825 hat er öffentlich an der Wirthstafel in Haasen-Schenke in Hannover das Fehlende nachgeholt, indem er laut erklärte: er sei zu der Zeit Agent der geheimen westphälischen Polizei gewesen, und sei der beste

Beweis, daß er sein Amt als guter Deutscher verwaltet habe, der, daß ich jetzt hier bei ihm säße und nicht von den Franzosen erschossen worden sei. Er war damals als Mitglied der Ständeversammlung für E. in Hannover. Vielleicht entsinnt sich mein Freund, der jetzige Oberst Telking in Bremen, dieses Gesprächs.

R. war ein gediegener Mann, viel älter wie ich. Ich hatte lange Vertrauen zu ihm gefaßt und seine Worte blieben nicht ohne Wirkung. Zu Hause überlegte ich mir die Sache und ging mit meiner Klage an den französischen Justizminister gegen den Präfecten zu diesem selbst, und sagte ihm: „ich will damit nach Paris und auch Threntenhalben mit dem Kaiser sprechen, ich will das aber nicht hinter ihrem Rücken thun.“ Da wurde mein Mann sehr freundlich, und schalt auf den ganz unschuldigen Maire. Wir waren uns bald einig, daher ging ich nicht nach Paris.

Dies war genug für den Anfang. Da kam bald darauf die Runkelrübengeschichte. Durch ein Decret des Kaisers sollte in jedem Departement deren angelegt werden. Die Leute hatten dazu keine Lust. Ein eifriger Diener seines Kaisers, der großen Werth auf diese Sache legte, (wobei dieser, wie die Erfolge, die die Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben jetzt hat, auf den rechten Weg war) und um sich bei diesem beliebt zu machen, gab der Präfect sich viele Mühe, Jemand zu einer solchen Anlage zu bewegen, aber es wollte sich Niemand finden. Da ging ich zu ihm und redete ihn folgendermaassen an. „Nicht wahr, die Hauptsache ist, daß Sie zum Kaiser sagen können, ich habe hier eine große Runkelrüben-Zuckerfabrik, noch besser, die größte in ganz Frankreich. Ich will Ihnen den Gefallen thun und eine anlegen, wie es noch keine giebt, obgleich ich die ganze Sache für Narrensposten halte, und sicher weiß, daß ich mein Geld dabei verliere. Ich thue es bloß um Ihnen zu zeigen, daß es hier Leute giebt, die Ihnen gerne, als dem Repräsentanten des Kaisers, einen

Gefallen thun wollen.“ Da war der Bund geschlossen. Wie es von meiner Seite gemeint war, weiß der Leser schon.

Es hatten sich die angesehensten Familien in Bremen so ziemlich von den Franzosen fern gehalten. Ausnahmen hiervon machten besonders nur die, von welchen Mitglieder in französische Dienste getreten waren. Auch in dem ersten Club fand einiger Verkehr unter den Bremern und ihren Unterdrückern Statt. Der eigentliche Mittelstand, zu dem ich gehörte, hielt sich davon fern, und blieb für sich. Indessen machte ich einigen Aufwand, und so wurde ich, auch mit durch meine Bekanntschaft mit dem Maire, zu allen Feten, Siegesfesten, und nachdem ich die persönliche Bekanntschaft des Präfecten gemacht, auch zu seinen Soiréen eingeladen; bin aber niemals nach einer von diesen Gesellschaften hingewesen, weil ich sonst jeden Einfluß auf meine Mitbürger, der beim Mittelstande nicht ganz unbedeutend war, verloren hätte. Ich bin niemals mit einem Franzosen oder einem ihrer Employés in Gesellschaft gewesen und habe nie einen in meinem Hause geduldet. Jedoch muß ich zwei Ausnahmen bezeichnen. — Der Präfect und ich hatten dem Kaiser so schöne Proben Zucker, die in meiner Fabrik in Hoya gemacht sein sollten, nach Paris gesandt, daß ein Herr **Bonmatin** nach Bremen geschickt wurde, um mir die Künste abzulernen. In dem Begleitungs-Schreiben des Ministers der Manufacturen und des Handels an mich, worin bemerkt wurde, daß dasselbe auf besondern Befehl des Kaisers abgefaßt wäre, hieß es „um uns gegenseitig unsere Erfahrungen auszutauschen.“ Dagegen hatte ich nun nichts einzuwenden, indessen war es für uns, nämlich den Präfecten und mich, wegen der Sr. Majestät geschickten Proben nicht ohne einiges Bedenken, dem Herrn **Bonmatin** die Fabrik zu zeigen, denn ich hatte eigentlich noch keinen raffinirten Zucker erzeugt und fast nur Sirup fabricirt, den ich an die geringen Leute verkaufte. Wir hatten dem Kaiser, der so unablässig bemüht war, das Wohl seiner

Unterthanen, besonders das der so glücklichen Bewohner der Elb-, Weser- und Ems-Mündungen, zu fördern, der deshalb gewiß manche sorgenvolle Stunde verlebte, dadurch einen frohen Augenblick verschaffen wollen, daß wir ihm weiß machten, ich hätte weißen Candis aus Runkelrüben gemacht.

Wenn ich die Leute zu dem Glauben bringe, daß sie glücklich sind, so genügt das nach meiner Meinung. Es sind mir aber Leute vorgekommen, und das ist noch gar nicht lange her, die wollen die Menschen auf eine gewisse Weise glücklich machen, wodurch diesen die sichere Ueberzeugung wird, daß sie unglücklich sind.

Doch wohin verirre ich mich — noch zu rechter Zeit bedenke ich das. Wegen des Herrn Bonmatin wurde nun vom Präfecten eine kleine Gesellschaft, wobei ich war, gegeben und wir schickten den Herrn nach Paris zurück, ohne Hoya gesehen zu haben. Bei dieser Gesellschaft war auch der damalige Präfectur-Secretair, jetziger Herr Regierungsrath W., anwesend, der möglicher Weise sich des Umstandes noch erinnern wird. Dann habe ich ferner einen d'Aubignose, einen sehr hohen Kaisersmann, der im Frühjahr 1813 in die drei Departements geschickt wurde, um das Werk der Rache gegen die Unruhestifter zu fördern, nach reiflicher Ueberlegung mit dem Maire, einige Tage als Einquartierung ins Haus genommen, um zu sehen, ob im Nothfall, wenn ich verdächtig war, nichts mit Baarem bei ihm auszurichten sei. Man konnte in dieser Hinsicht schon mit den Franzosen, wenn es auch vornehme Leute waren, was wagen.

Von nun an war ich, wie man zu sagen pflegt, Hahn im Korbe beim Präfecten. Wegen Nichtbenutzung seiner häufigen Einladungen, mußte ich am Ende mit der Sprache heraus. Ich sagte: Herr Präfect, sehen Sie, ich habe Ihnen gezeigt, daß ich kein so übler Mann bin, wie Sie früher geglaubt haben. Aber ein Franzose bin ich noch

nicht. Wir Deutsche sind etwas schwerfälliger Natur, es geht nicht so rasch mit unserer Befehrung. Sie sind hier her gekommen und haben uns alles genommen, indem Sie unsern Handel störten. Wir sind unglücklich. Nun können wir uns nicht gleich überwinden mit Ihnen zu tanzen und zu springen, das will seine Zeit haben. Sie sagen uns, sie wollen England zwingen durch unser Unglück, gut! wir wollen das abwarten. Kann ich Ihnen oder dem Gemeinwesen in irgend etwas nützen, so verfügen Sie über mich.

Ich machte den Posa bei ihm mit gutem Erfolg. Er war sehr artig gegen mich, ja freundlich, schickte häufig her, mich um etwas zu fragen. Niemals habe ich etwas bei ihm, der immer von Schmeichlern und Kriechern umgeben war, gesucht. Das war es, was ihm Zutrauen zu mir gab. Er wußte daß ich Jäger war und schickte mir meinen Port d'armes alle Jahr ins Haus, und befahl den Mairén in der Umgegend von Bremen, nur mir ihre Jagden zu verpachten.

Ich hatte ernstlich den Wunsch geäußert, von Politik möge unter uns nicht die Rede sein, und so kamen wir selten darauf. Er hielt was auf mich. Als schon schlimme Nachrichten aus Rußland kamen, war in Bremen etwas vorgefallen, welches die sogenannte schlechte Stimmung zeigte; weiß aber nicht mehr, was es war. Ich mußte hin. Er lief wüthend im Zimmer umher, (er wahr sehr heftiger Natur) schallt auf die Bremer in einem fort, ließ mich lange nicht zu Worte kommen, und schloß mit der Drohung: er wolle den Bremer Pöbel mit Kartätschen ecrassiren. Ich antwortete: „die Leute befinden sich wirklich in einer schlechten Lage, sie sind so thöricht zu glauben, daß es mit des Kaisers Herrschaft über sie zu Ende gehen könnte, und freuen sich auf einen besseren Zustand der Dinge, das darf man als Philosoph, als Mensch, nicht übel nehmen, wenn aber das Volk bei der Gelegenheit dumme Streiche macht, so ist es in der Ordnung, daß sie

es als Präfect bestrafen, meinethalben todt-schießen lassen, aber Kartätschen würde ich nicht nehmen, denn Sie haben keine andere Kanonen als die beiden kleinen Dinger, die Sie von den Bremern eroberten, und diese springen Ihnen gewiß, denn sie sind auf doppeltes Caliber nachgebohrt.“

Im Herbst 1812 vertraute mir mein guter Freund, der jetzige Oberst Selking: er sei gesonnen, über Copenhagen nach Rußland zu gehen um Dienste zu nehmen. Der Krieg war dort in vollem Glanze. Ich hatte auf ihn als Commandeur gerechnet, wenn es zu etwas kommen sollte, und sprach mich zuerst gegen ihn aus. Ich glaube nicht, daß E. vorher je daran gedacht hatte, es könne anders werden. Auch war derselbe nicht sobald der Meinung, daß bei uns an so etwas zu denken sei und nahm sich die Sache in Ueberlegung. Indessen bald billigte er mein Vorhaben und blieb. Er hat mir wohl, oder besser, der Sache ein Opfer gebracht, denn seine Stellung im Leben möchte jetzt anders sein, wenn er nach Rußland ging. — In Berlin hatte ich einem der angesehensten, reichsten Israeliten einen großen Gefallen erzeigt. Ich war eines Tages bei ihm in großer Gesellschaft. Nach Tisch zeigte er mir seine kürzlich angelegte Zuckersabrik. Ich lieferte ihm den vollständigsten Beweis, daß sein Fabrikmeister den Tag, durch fehlerhaftes Verfahren, ihm um 100 Louisd'or gebracht hätte, und sicherte ihn für solche Fehler in der Folge. Der Herr B. hielt mir später das gegebene Versprechen, mir vorkommenden Falls Nachricht zu geben, wenn Wichtiges vorkäme. Diese Leute waren und sind immer an der Quelle, vermöge ihrer Geldverbindungen mit den Regierungen. Aehnliche Verbindlichkeiten wie die obige, hatte ein Haus, J. & Comp. daselbst, gegen meinen Vater. Der gänzlichen Verarmung nahe, wegen Unkunde in dem Geschäfte, was es trieb, (Zuckersabrik), hatte es sich um Beistand an meinen Vater gewandt, der auch gründlich half. Der Compagnon und Schwiegersohn, ein Herr H.,

war lange, ohne daß Jemand ihn kannte, in unserer Fabrik, das Nöthige zu lernen. Ich besitze noch ein schönes Andenken an diese Begebenheit: ein Berliner Porcellain-Service, worauf unsere Fabrik in hübscher Malerei angebracht ist. Ich wurde von den Leuten freundlich aufgenommen, aber die versprochenen Nachrichten erhielt ich nur von Herr B., durch Vermittelung eines Berliner Mäklers, dem ich viel Geld zu verdienen gegeben. Wenn ich von Nachrichten spreche, so verstehe ich darunter Hauptsachen, kaum Schlachten. Herr B. war ein achtungswürdiger Mann. Ich hatte ihm so viel gesagt, daß mir viel daran gelegen sei, nur zuverlässige Nachrichten zu haben; ich wolle keine kaufmännische, nur solche die aus der Quelle kämen.

Vielsältig und von unterrichteten Leuten wurde angedeutet: die Russen wollten ihre Feinde nur tief ins Land locken. Die Bulletins kannten wir schon und machten uns nicht mehr irre. Wir wußten gewiß, daß die französische Armee einen ungeheuern Abgang an Menschen gehabt hatte, durch die Schlachten nicht allein, denn um die halbe Million voll zu machen, hatte man auch zu junge Leute genommen. Wie mir der französische Oberarzt in Bremen selbst sagte, so waren in meinem Hause mehrere hundert Brustkranke, die ihr Uebel durch den Druck der Tornister-Riemen bekommen. Auch waren durch das Futter des grünen Roggens eine große Menge Pferde gefallen. Das wußten wir, aber nicht, ob es seine Richtigkeit mit dem Hinlocken hatte, ob Rußland keinen Frieden schließen würde, was so gewissermaßen Mode nach dem Fall der Hauptstädte geworden war. Zuerst erfuhr ich von Berlin, daß die Bulletins nicht gelogen und die Russen selbst Moskau in Brand gesteckt hatten. Das sagte schon etwas. Es war im Bremer Freimarkt 1812, als mir mein alter Buchhalter mit geheimnißvoller Miene, denn er wußte um Alles, einen Brief brachte, worin mein Mäkler mir allerlei über den Zuckerhandel schrieb und in der Nachschrift sagte: „Aus

dem Theehandel wird sicher nichts werden, denn die Preise sind außerordentlich günstig gekommen.“ Thee war Frieden. Zu derselben Zeit hatten die Franzosen allenthalben verbreitet: der Friede werde unterhandelt und bald da sein. Sie jubelten und ihre guten Freunde mit ihnen. Auch ob des nun angefangenen Rückzugs von Wellington nach seinen Siegen.

E. und ich wählten uns nun einige von unsern Bekannten aus, die wir für ordentliche Leute hielten und machten sie zu Vertrauten. Es waren ihrer acht oder neun. Ich werde sie schwerlich noch alle wieder zusammenkriegen, aber die Herren: Nicolaus Wolff, Johann Plump, der ältere Schellhaas, Hermann Bruns, Franz Thorbecke, Johann Runge und mein Bruder gehörten dazu. Wir kamen über etwa vierzig Andere überein, die wir vorbereiten wollten. Wir sagten diesen: mit den Franzosen ginge es zu Ende, sie kämen nicht wieder zurück, ganz Deutschland müsse, werde aufstehen. Bei allen diesen Werbungen kam uns nur ein Fall vor, wo wir aus Feigheit eine abschlägliche Antwort erhielten. Herrn N. Wolff und mir begegnete dieses, aber später im Frühjahr 1813. Wir gingen zu einem ehemaligen Schiffscapitain, und eröffneten ihm, daß wir in ein paar Tagen über die Franzosen her wollten. Da wurde der Mann leichenblaß und stotterte heraus, damit hätte er nichts zu thun. Das war höchst bedenklich. Indessen setzte ich ihn durch Drohungen in großen Schrecken, und sagte ihm, wenn er schwache, so möge er nur sein Testament machen, wir hätten ganz in seiner Nähe Mitwisser und jedem Verräther den Tod geschworen. Ich hielt ihn auf einem Stuhl fest, und er mußte schwören, nichts sich merken lassen zu wollen; das geschah unter gewaltiger Aufregung und Angst.

Ich fing nun an Pulver zu kaufen, was die größte Vorsicht erforderte. Es mußte bei Kleinigkeiten geschehen, und hatte ich bald 300 Selterbrunnenkruken davon zu-

sammen. Ein Theil davon lag in meiner Schwiegereltern Hause, in der Breedenstraße. Mein Bruder besonders hatte das Fach übernommen und goß fortwährend mit unserm alten Buchhalter Kugeln; er hat manche Nacht dabei zugebracht.

Hatten wir Vertraute dadurch, daß wir so früh von Vernichtung der französischen Armee zu unseren Freunden sprachen, auf der einen Seite gewonnen, so daß man, wenn wir wieder Nachrichten zu verbreiten für gut fanden, uns glauben würde, so waren diese Nachrichten doch ausgeleckt, denn der Präfect sagte mir mehrere Tage vor dem Erscheinen des 29. Bulletins: „haben Sie von dem albernen Gerüchte gehört? Unsere Sache steht in Rußland und Spanien so gut; der Kaiser wird bald alle seine Feinde zerschmettert haben.“

Jenes Bulletin änderte nun auf einmal den Zustand der Dinge; auch die Verzagtesten schöpften wieder Muth, es war jedem klar, mit der großen Armee sei es zu Ende. In allen norddeutschen Ländern entstand eine dumpfe Gährung. Es waren wenig französische Truppen da. Wir hatten in Bremen etwa 1700 Mann, die kaum den Namen Soldaten verdienten. Es waren fast alle sehr junge Leute, die keinen Feind gesehen hatten.

Wie weit schon unsere Verachtung gegen diese Garnison ging, mag folgendes Beispiel zeigen.

Ich war bei oder mit Herrn Friedrich Seemann in Gesellschaft, als dieser einen Brief von einem Harburger Expéditeur erhielt, der ihm anzeigte: er würde denselben Tag noch einige hundert Fässer mit Patronen erhalten, die er lagern oder, wenn der Commandant es wünschte, zu dessen Verfügung stelle. Es solle nach Wesel. Schon waren unruhige Auftritte vorgefallen und S. wollte natürlich damit nichts zu schaffen haben, ging zum Commandanten, mit dem er nichts ausrichten konnte. Nun übernahm ich die Sache und stellte diesem vor, wie gefährlich

es wegen des Pöbels sei, das Pulver in die Stadt zu bringen. Er wollte keine Ordre geben, daß es draußen blieb. Ich ging zum Präfecten, wo ich einen Staats-officier, aus Hamburg kommend, traf. Bei diesem fanden meine Vorstellungen, daß der Pöbel, vielleicht Geld darin vermuthend, darüber herfallen und uns alle in die Luft sprengen könne, Eingang; ich zeichnete ihnen die Gegend auf und gab an, daß es bei Hastedt über die Weser gebracht und an der nach Wesel führenden Chaussee hingelegt werden könne. Der Officier und ein Secretair des Präfecten, Laborde, gingen mit mir zum Commandanten, und ich erhielt nun den schriftlichen Befehl an den das Pulver begleitenden Kanonier, dasselbe zur Disposition des Ueberbringers, Herrn Franz Thorbecke, abzuliefern. Es wurde den Abend oberhalb der Stadt in Schiffe gebracht, aber durch irgend einen Umstand, den ich ver- gaß, kam es die Weser herunter, durch die kleine Weser in den Neustadtsgraben. Da wurde ich in der Nacht von mehreren Herren aufgeweckt, und erfuhr, daß die Neustadt in Alarm sei, es heiße, die Franzosen wollten die Stadt in die Luft sprengen &c. Ich überlegte die Sache mit dem Maire und dieser sagte mir, wir möchten bis an den Morgen dabei wachen. In der Eile ließ ich nun gleich so viele von meinen Bekannten herbeiholen wie ich konnte, und marschirten wir mit Gewehren versehen hinaus, worauf die Neustädter denn sich beruhigten. Zu unserm Erstaunen fanden wir eine französische Schildwache bei den am Ufer liegenden Schiffen, die sich gleich in die, in einem nahen Hause eingerichtete, Wache zurückzog; wir folgten und fanden einen Officier mit etwa 20 Mann. Wir hatten gar keine Autorisation, nichts Schriftliches bei uns, indessen kannten wir unsere Leute, die bei unserm Eintritt, wie ihnen anzumerken war, nichts anderes glaubten, als daß wir sie angreifen wollten. Man muß sich ein kleines, von einem Licht schlecht erhelltes Zimmer

denken, wo so eben die Bewohner durch die Schildwache aufgeregt waren, als wir unserer 12 bis 14, auf Faltstasche Manier ausgerüsteten Bremer uns dicht hinter einander in die Wachtstube drängten, so daß diese nun so gefüllt war, daß wir Mann an Mann standen. Ich fragte den Officier, einen sehr jungen Mann: wer ihm Auftrag gegeben, bei dem Pulver zu sein. Natürlich entwortete er: seine Vorgesetzten. Ich sagte ihm nun: wir wollten schon bei dem Pulver wachen, er möge nur abmarschiren, wozu er auch sogleich bereit war; und fort gingen sie. Aber bevor sie gingen, hatte noch eine sonderbare Scene Statt. Ich war auf den Schiffen gewesen, (zwei Böcke, ganz voll geladen) aber ohne Fußbekleidung und hatte bald einen auf den Pulvertonnen schlafenden Schiffer gefunden, der vors Licht mußte, und bei dem wir eine Pfeife und Feuerzeug fanden, auch mit Nägeln beschlagene Schuhe an hatte. Wir nahmen ihn gleich fest; ich glaube, wir banden ihn. Den eben zum Abmarsch fertigen Officier stellte ich nun zur Rede, und machte ihm bekannt, ich würde sein nachlässiges Benehmen, wodurch er die Stadt in so große Gefahr gesetzt, schon zur Anzeige bringen. Er bat gewaltig, ich möchte doch das nicht thun, u. s. w. Dabei waren Gelking, Schellhaaf und N. Wolff gewiß, und auch einige Herren aus der Neustadt. Wie es Tag wurde, kam der Commandant mit mehreren Officieren und wollte sein Pulver haben, und es in die Neustadts-Kirche bringen. Das wollten wir aber nicht, sondern es weiter von der Stadt bringen. Es gab eine sonderbare Scene. Das Gespräch, oder besser der Streit, ward oben auf der Contrescarpe geführt. Obgleich noch so früh, hatte sich doch ein großer Haufe Menschen um uns her gebildet. 50 Schritte von uns die Chaussee, auf welcher mehrere flüchtende Franzosen, in Familien und einzeln, die der Sache in der Stadt nicht mehr trauten, zu Wagen und zu Fuß, mit Sack und Pack, zu sehen waren. Es wurde

ihnen von dem Volke mit Wigen und Flüchen nachgerufen. Wir capitulirten lange mit dem Commandanten herum, aber er wollte nicht nachgeben und ging der Stadt zu. Da, es ist als wenn ich es noch sehe, faßte Gelking, der dicht hinter ihm ging, ihn bei der Schulter, drehete ihn herum und sagte ihm etwas, dessen ich mich nicht mehr entsinne. Da sprach der Franzose mit unverkennbarer Angst folgende Worte: „je vois que vous êtes des gens honnêtes, où voulez vous que la poudre soit placée?“ Ich zeigte auf eine Stelle hin, weit von der Stadt, am Ufer der kleinen Weser. Er war es zufrieden. Ich befahl nun dem Schiffer L. sofort wegzufahren. Dieser fragte mich nun, wie ich mich genau erinnere: wer die vermehrten Kosten stände? weshalb dieser noch von den Umstehenden verhöhnt wurde. Ich antwortete, daß ich alles bezahlen würde, und rief in den Haufen: Halloh! wer will Geld verdienen? angefaßt! Die Schiffe fuhren gleich ab und ich ließ die Fässer nahe am Ufer hinlegen. Dies war etwa 14 Tage vor Wandamme's Ankunft in Bremen. Doch die Zeiten änderten sich bald und das Pulver kam doch in die Neustadts-Kirche.

Ich muß nun etwas wieder zurückgehen.

Einen eigentlichen Plan hatten wir nicht gemacht. Ich wollte nicht gern mit dem Pöbel was zu schaffen haben, wollte ihn aber benutzen. Derjenige von uns, der am meisten auf ihn einwirken konnte, war für die Altstadt mein Freund Runge. Er kam wegen seines Geschäfts mit einem großen Theil der arbeitenden Classe in Berührung, und war bei dieser sehr beliebt. Bei der Mittelklasse, zu welcher er sich hielt, war dies noch in höherem Grade der Fall, denn er besaß das Talent, jede Gesellschaft, worin er sich befand, in fröhliche Stimmung zu versetzen. Er war etwas musikalisch, hatte eine gute Stimme und war voller Wit und lustiger Streiche, dabei brav und gut. Wir waren und sind Freunde von unserer frühen Jugend

an. Dieses Verhältniß hat wohl dazu beigetragen, daß der Aufstand nicht zum Ausbruch kam, denn mein Freund war etwas ungeduldig und sagte mir einigemal: „du bist zu bange, mach doch fort!“ Doch überzeugte ich ihn immer wieder, daß wir einen etwas geregelten Haufen haben müßten. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn er nicht etwas dazu beigetragen, das Plündern der französischen Tabacks-Regie in Gang zu bringen und darin zu erhalten; es schwebt mir vor, als wenn ich ihm davon gesagt hätte. Ich weiß noch, daß es mir eines Abends zu arg ward, und fürchtete, es möge zu früh (ich war noch nicht mit dem Präfecten in Ordnung) zu förmlichem Aufruhr kommen. Da ging ich nach dem Hause eines Herrn Bothe auf Stephani, wo ich Runge, Bultmann, den Wirth des damals sehr bekannten Püfel-Clubs, mit mehreren seiner gewöhnlichen Gäste fand, die ab- und zuginen, um das Ausleeren des französischen Tabacks-Magazins mit anzusehen oder zu fördern. Ich machte R. ernstliche Vorstellung und er sagte: „nun denn soll es auch für heute vorbei sein!“ Dies war denn auch bald der Fall. Er kommt zur rechten Zeit ins Magazin, denn so eben will ein Karrenschieber einen der anwesenden Douanen das Messer in die Brust stoßen, als R. ihm in den Arm fällt, die Waffe nimmt und den Haufen aus dem Packhause zu entfernen weiß. Der Pöbel hat etwas von der Tigernatur, hat er einmal Menschenblut gesehen, so lüstet ihm nach mehrerem. Für die Neustadt hatte Brunßen bedeutenden Einfluß auf die untere Classe. Diese stand uns jeden Augenblick zu Gebote. Wir brauchten nur ein Haus anzuzünden, um sie zu versammeln, die Franzosen als Brandstifter anzugeben, und sie wären auf diese losgegangen. Aber ich wollte einen Kernhaufen haben, der zusammen zu halten war.

Mein Verhältniß zum Präfecten war enger geworden, so wie sich die Umstände für die Franzosen verschlechterten. Als es unruhig in der Stadt wurde, verließen ihn die,

welche im Glück bei ihm herumgekrochen waren. Manche Employés änderten den Ton so viel wie thunlich. Es giebt immer so viele Leute, die gerne mit siegen, oder doch den Schein davon haben möchten. Die Gesellschaften, wo man mit den Franzosen gelebt und geliebt hatte, wurden weniger besucht. Ja, in dem ersten Clubb wurde auch freier gesprochen.

Ich hatte vom damaligen Präfecturrath D., dem ich nicht viel, aber doch etwas hatte merken lassen, weil er ein braver, den Franzosen feindlich gesinnter Mann war, so lange ich ihn näher kannte, was seit Mitte 1812 der Fall war, erfahren, daß zwischen dem Commandanten und dem Präfecten ein lebhafter Streit stattgefunden hatte. Ich war bei Letzterem, er verrieth seine Furcht deutlich, denn die Bremer fingen an sich zu rühren. Ich sagte ihm: wir können alle in eine gefährliche Lage kommen, denn der Commandant hat keine Energie; Sie müssen ihn zu ersetzen suchen. Er war sehr erfreut, mich in diesem Punkte mit ihm einverstanden zu sehen, und sagte: „er habe seinen Bericht schon gemacht.“ Gott bewahre uns vor des Pöbels Herrschaft, fuhr ich fort, ich habe ihn so gut zu fürchten wie Sie, denn er wird sagen: „das ist auch ein Franzose, der Nunkelrübenmann, der dem Präfecten so im Schooß saß.“ Der Pöbel will immer plündern, deswegen hängt er den wohlhabenden Leuten, die ihm ein Dorn im Auge sind, leicht was an. Glauben Sie mir, Herr Präfect, wir ordentlichen Leute hier, wir sind zwar keine Franzosen und werden gern bessere Zeiten sehen, aber mit dem Pöbel mögen wir nichts zu schaffen haben. Wir wollen den Soldaten es überlassen, den Streit auszufechten. Wenn Sie sehen, daß der Commandant Sie verläßt, Sie nicht mehr schützen kann, dann können Sie dreist auf mich zählen. Ich weiß, wie die ordentlichen Leute hier denken, und habe Einfluß genug, um sie zusammen zu bringen. Wir wollen unser Eigenthum schützen, und nebenher auch Sie.

Da ward er sehr aufmerksam, sah mich forschend an und hatte sicher den rechten Gedanken, aber er verbarg ihn und antwortete: „wie meinen Sie das?“ Ich erwiderte: wenn Sie sich nicht mehr helfen können, so geben Sie mir die Autorisation, eine freiwillige Garde zu errichten, um Ruhe und Ordnung zu erhalten. Nach einigem Besinnen ging er lebhaft auf die Sache ein, und er erklärte sich bereit dazu. Ich lehnte dies indessen, um ihn sicher zu machen, für den Augenblick ab, und fügte als Grund hinzu, die Verhältnisse schienen mir noch nicht dringend genug, es sei hier eine Garnison von beinahe 2000 Mann, und könne der Kaiser uns alle dies wohl übel nehmen. Ich glaube, er müsse erst in seinem Berichte nach Paris über das Benehmen des Commandanten auf so etwas hindeuten und bemerken, daß hier nur der niedrigste Pöbel und das Landvolk zu fürchten, dagegen die mittlere und wohlhabende Classe durchaus aller Unordnung feind sei und sicher zur Erhaltung der Ordnung mitwirken würde. Nicht eher, als wenn die Dinge sich drohender gestalteten, wenn z. B. die Garnison sich zum Abmarsch bereit mache, oder nicht mehr im Stande sei, die Behörden zu schützen, würde ich auf die Errichtung der Garde eingehen. Uebrigens mache ich mich anheischig, wenn dieser Zeitpunkt käme, in 24 Stunden 12 bis 1500 ordentliche Leute auf die Beine zu kriegen, und würde ich hierzu die nöthigen Verabredungen mit meinen Bekannten sofort treffen. So schieden wir, und glaube ich, ohne daß noch Verdacht in ihm war.

Wer von den Franzosen nicht bleiben mußte, begab sich auf die Flucht. Besonders wurden die Frauen und Kinder fortgeschickt. Auch die Maitresse des Präfecten hatte sich auf die Reise begeben, wurde aber ohnweit Brinkum von den Bauern sehr unhöflich behandelt, ausgeplündert und kam wieder zurück. Bald darauf wurde der Präfect auf dem Rückwege vom blauen Hause, wo er einen französischen General besucht hatte, vom Pöbel insultirt, der, ihn

mit Roth werfend, nach seinem Hause verfolgte. Er hatte gleich zu mir geschickt und ich fand ihn in seinem Ankleidezimmer, wo die sichtbaren Beweise der ihm widerfahrenen Unbill schwarz auf weiß herum lagen. Er war vollkommen in dem Zustande eines Wüthenden, und ich glaube, er hätte die Stadt in die Luft gesprengt, falls er die Mittel dazu gehabt hätte und selbst außer'm Thore gewesen wäre. Er verlangte nun, ich solle ihm das wegen der freiwilligen Garde gegebene Versprechen halten. Ich sträubte mich noch ein Bißchen, und gab am Ende nach. Er setzte sich hin und schrieb mir eine bündige Autorisation, eine freiwillige Garde von zwei Bataillons Bremer Bürger und junger Leute zu errichten, um Ruhe und Ordnung zu erhalten, und stellte die Schwadron Ehrengarde, die bereits da, und bei welcher ich Officier war, gleichfalls zu meiner Verfügung. Man hatte uns nämlich mit dieser weiß machen wollen, der Kaiser würde nach Bremen kommen. Dies war um die Zeit, wie General Tettenborn in Hamburg einzog. Ich sagte nun dem Präfecten: wir werden den Abend bei Mester und morgen auf dem Schützenwall zusammen kommen, um Officiere zu wählen, und dann gleich Wache beziehen, worüber er sich mit dem Commandanten verständigen möge. Bei Mester waren etwa vierzig von den Unsrigen zusammen, die alle wußten was wir wollten. Dies wurde natürlich nicht in pleno ausgesprochen. Es wurde dort ausgemacht, den anderen Tag mit so vielen gut gesinnten Leuten, wie möglich, auf dem Schützenwall zusammen zu kommen. Ich las alle Depeschen des Präfecten und sah aus diesen, daß sobald keine französische Truppen nach Bremen kommen würden. Die Corps von St. Cyr aus Hamburg und das von Morand aus Stralsund sollten abgeschnitten sein. Wir alle hielten die Russen für stärker, als sie waren. Cosacken streiften diesseits der Elbe, bis einige Meilen von Bremen. Doch war ich auf meiner Huth und hatte zwei Leute nach der Elbe zu geschickt. Wir

hatten einige Waffen in unseren Jagdgewehren, aber nicht genug. Ueberdem schien es mir gerathen, mit dem Maire mich zu verständigen. Gelfing wird sich sicher erinnern, welche Vorstellungen er, und ich glaube auch Schellhaß, mir machte, dies nicht zu thun. Indessen meiner Sache gewiß wegen der Gesinnungen und des Characters des Maire, beharrte ich bei meinem Vorsatz. Gelfing und ich gingen zu ihm. Nach der gewöhnlichen Begrüßung untersuchte ich nun genau das Nebenzimmer, und sagte zu Gelfing, er möge die Thüre hüten, daß uns niemand belausche. Der Maire verhielt sich ganz ruhig bei diesen Vorbereitungen, und war niedergeschlagen. Ich begann meine Rede: „Herr Maire! Sie glauben, daß Sie hier beliebt sind; Sie haben einigen Grund dazu, dies voraus zu setzen, denn Sie wissen selbst, daß Sie ein rechtlicher Mann sind. Aber Sie irren sich doch in der Hauptsache, denn es ist ganz gewiß, daß man Sie todtschlägt, sobald die Russen vor dem Thore sind. Sie haben lange genug französisch gesprochen. Wir kommen deutsch mit Ihnen zu sprechen und fragen Sie, wollen Sie umfassen? Wir wollen in ein paar Tagen über die Franzosen her, wollen Sie mit uns gemeinschaftliche Sache machen? Ich garantire für Ihr Leben und Eigenthum, wenn Sie mir Ihr Wort geben mit uns treu zu halten.“ — Er war sehr angegriffen, hielt sich beide Hände vor das Gesicht, und sagte endlich, „ja ich will mit Ihnen halten, da haben Sie meine Hand darauf, Sie haben keine Waffen, hier sind 300 Carabiner, die nehmen Sie.“ — Er war etwa 14 Tage nachher mit dem Präfecten, dem General Osten, und ich glaube dem Staatsauditeur Haus in einer Commission von Vandamme ernannt, um ihm gefährliche Leute zum Todtschießen oder zur Transportation nach Wesel, und ein Dorf zum Abbrennen zu bezeichnen. Er hat uns nicht verrathen. —

Ich weiß nicht mehr, ob wir ein- oder zwei mal auf dem Schützenwall zusammen waren. Jedenfalls war es das

Bestemal, als ich eben, um dahin zu gehen, mein Haus verlassen wollte, als von meinem Kundschafter Wöltje Bollmann, aus Tenever gebürtig, außer Athem eintretend, mir gesagt ward: „Herr, lassen Sie es gut sein, ich habe 5000 Franzosen gesehen, die übermorgen hier sein können. Die Russen sind dicht dahinter.“ Dies waren die Corps von St. Cyr und Morand. Ich besann mich lange was zu thun sei, und entschied mich, die Sache auszugeben. — Dem Leser, je nachdem er gesinnt ist, wird dies als Feigheit oder Klugheit erscheinen. Ich überlasse ihm das gerne. Für Bremen mag es gut gewesen sein, ob aber für die gute Sache im Allgemeinen, ist sehr zu bezweifeln. Auch möchten schwerlich jene Corps auf Bremen retirirt sein, wenn wir dort Herr über die Besatzung geworden wären. Doch davon nachher. Es war nicht ohne Bedenken dem Präfecten, der von dem Corps noch nichts wußte, die Wahrheit zu sagen, denn es hätten eigene Nachfragen wegen meiner Kundschafter, von welchen ich ihm nichts gesagt hatte, stattfinden können. Auf dem Schützenwall angekommen, fand ich dort viele Menschen. Ich weiß nicht ob ich Telking unterrichtete, ich glaube nicht. Die Verhandlung war in vollem Gange. Telking trug die Sache vor, die Stimmung war durchaus für dieselbe. Indessen waren zwei Herren dort hingekommen, die nicht eingeweiht waren, vielleicht aber etwas ahndeten. Sie sprachen gegen die Einrichtung der Garde. Davon konnte nicht mehr die Rede sein, und waren wir nur da, um Officiere zu wählen. Einer von den Beiden, ein guter Redner, hob hervor, daß zur Erhaltung der Ruhe alte Leute besser seien, wie junge, und schlug vor, statt der freiwilligen Garde, die alte Bürgerwacht zu nehmen. Telking ließ sich mit ihnen in eine Disputation ein, die lebhaft wurde. Nun trat ich auf und erklärte, daß ich immer im Leben gefunden, daß, wenn Alte und Junge sich stritten, es das Klügste sei, wenn Jüngere nachgäben, und fügte hinzu, daß ich nichts weiter

mit der Geschichte zu thun haben wolle, sie aufgäbe, und die Versammlung hiermit aufhobe. Da gab es einen gewaltigen Lärm. Ich hatte Mühe meine Vertrauten, bis ich ihnen draußen den Grund angegeben, zu beschwichtigen.

Etwa eine Stunde später ging ich zum Präfecten, der bereits alles wußte, und mir Vorwürfe machte, die ich aber beseitigte, indem ich ihm deutlich machte, daß wenn wir Bremer Lärm unter uns ansingen, dies übele Folgen für die Ruhe der Stadt haben könne. Ich sagte ihm auch, der Maire müsse eine energichste Bekanntmachung wegen der kräftigen Mitwirkung der Bürgerschaft durch die Bürgerwache ergehen lassen. Es liegt mir im Sinn, als wenn schon ein Theil derselben, in der Neustadt vielleicht, allein aufgeboten war. Ich blieb mehrere Stunden bei ihm. Da trat ein angesehener Officier herein, ich glaube es war der *Ordonateur en Chef* des St. Cyr'schen Corps, und meldete ihm, daß die Corps bald einrücken würden. Keiner von uns sah dies indessen anders als eine augenblickliche Hülfe an, denn wir dachten, die Russen, von deren Stärke übertriebene Gerüchte im Umlauf waren, würden bald nachkommen. Den Tag darauf oder den zweiten Tag rückte das St. Cyr'sche Corps, und Tags darauf das Morandsche ein. Dies ging durch die Stadt und wurde in Huchtingen und der Gegend verlegt. Dasselbe bestand fast nur aus Sachsen. Gelking und ich waren uns bald einig darüber, daß wir versuchen wollten diese auf unsere Seite zu kriegen, denn diese Truppen waren unzufrieden und ungewiß über das was ihr König für eine Partei nehmen würde. Es wurden in Bremen von Herrn Schünemann falsche Proclamationen des Königs von Sachsen gedruckt, die die Leute welche sie abfaßten aber für die wirkliche Meinung desselben hielten, in welchen den Truppen gesagt wurde, der König wolle, daß sie zu den Allirten übergehen sollten. Ich ging zum Maire und ließ mir, um mit den Officieren bekannt zu werden, von diesem das Geschäft übertragen, nach-

zusehen, ob ihnen auch alles gehörig geliefert werde. Ich ritt hinaus, und wurde bald mit dem Obersten des Regiments, Ehrenstein oder Eberstein, und anderen Officieren bekannt. Ich bat nun das ganze Officiercorps auf den folgenden Mittag zum Essen, und nahm dazu das Pastorenhaus in Huchtingen in Beschlag. Telking und ich hatten uns verabredet, die Herren erst unter der Hand zu sondiren und nur wenn die Stimmung durchaus günstig wäre, ihnen den förmlichen Antrag zu machen. Ich hatte erst mit drei Officieren gesprochen. Nur den Namen des Einen erinnere ich mich noch, er hieß Leonhardi und war, wenn ich nicht irre, Capitain von den Grenadiere. Diese drei sagten förmlich zu. Telking hatte mit dem Obersten gesprochen, der auch nicht abgeneigt war. Nun wurde die Unterredung laut über die Sache geführt. Ziemlich allgemein war bei dem Officiercorps die Besorgniß, daß sie entwaffnet und Kriegsgefangen nach Frankreich geführt werden würden. Nun sprang Telking auf einen Stuhl und hielt eine feurige Rede, worin er ihnen ans Herz legte, daß sie Deutsche wären, und für, nicht gegen Deutschland fechten sollten. Sie hätten jetzt noch das Heft in der Hand und wären unter Freunden. Er sagte ihnen, daß wir in Bremen Lust hätten auf die Franzosen los zu gehen; wenn sie mit uns gegen diese fechten wollten, so wären wir bereit, schon in der morgenden Nacht. Wir würden ihnen sofort den rückständigen Sold auszahlen. Der Eindruck, den dies auf die Versammlung machte, war höchst günstig, laute Ausrufungen von Beifall kamen von allen Seiten, und schien der Erfolg nicht mehr zweifelhaft. Da trat ein Major, der, wenn ich nicht irre, Bruder des Obersten war, auf, und brachte bald eine andere Stimmung hervor. Er sagte, sie müßten ihrem dem König geleisteten Eide treu bleiben, sie wüßten von diesem nur, daß er noch keine andere Politik angenommen. Ihre Ehre verlange, daß sie ihm treu blieben. Der König würde schon Mittel

gefunden haben, sie wissen zu lassen, wenn sie sich von den Franzosen trennen sollten. Und nun sollten sie sogar feindlich gegen diese handeln. Er gäbe ihnen zu bedenken, in welche Verlegenheit sie ihren König bringen könnten, in welche Lage sie selbst kämen, wenn sie, was so höchst wahrscheinlich sei, gegen seinen Willen handelten. — Damit war denn unsere Hoffnung wieder gescheitert. — Indessen verlangte der Major von sämtlichen Officieren das Ehrenwort darauf, daß, um Gelfing und mich nicht zu compromittiren, außerhalb des Zimmers nicht weiter über das Vorgefallene gesprochen werde; alle Officiere gaben dies einzeln ab, und haben es gehalten.

Ich muß noch nachholen, daß unser Plan folgender war. Die Franzosen trauten sich nicht mehr in die Häuser. Das Haupt-Corps war Tag und Nacht auf der Börse, die Uebrigen auf der Wache. Wir wollten in der Nacht mein Haus in der Neustadt in Brand stecken, wozu alles vorbereitet war. Von allen Thürmen sollte geläutet werden. Zu gleicher Zeit hätten wir das Gewölbe der Börse mit Pulver gesprengt, und wären dann über die hier etwa davon gekommenen und auf den Thormachen sich befindenden Franzosen leicht Herr geworden, die sich schwerlich gewehrt, sondern das Gewehr gestreckt hätten. Es fiel uns nicht ein, an dem Erfolg zu zweifeln, und waren wir nur besorgt, daß uns von den Franzosen welche entkämen; deshalb war die Vorkehrung getroffen, daß die Brücke zum Rattenthurme abgebrannt würde. Wir hatten in der Gegend einen guten Partheigänger. Er hieß Hoto.

Um einigermaßen einen Begriff von der Stimmung, die damals in Bremen war, zu geben, mag Folgendes dienen.

Meine Frau habe ich immer von allen meinen Handlungen und Plänen unterrichtet; wer sie kennt, weiß, daß sie eine ruhige, verständige, sehr sanfte Frau ist. Niemals hat sie mich von irgend etwas zurückhalten wollen, sondern

hat mich eher angespornt. Wie ich nach Huchtingen ging, war sie seit vier Wochen von unserm ersten Kinde entbunden. Ich sagte ihr: ich gehe hinaus um zu versuchen, die Sachsen auf unsere Seite zu bringen, wenn sie wollen, so geht es morgen Nacht los. Sie antwortete: „Geh in Gottes Namen, um mich kümmern dich nicht.“ —

Diejenigen, die noch leben von denen, welchen das Franzosenthum so übel nicht vorkam (und deren sind noch Einige da) oder die, welche des Friedens Glück und Segnungen so lange genießend, vielleicht wegen Nichtbesitzes eines gewissen disponibeln Verstandes, das heißt eines solchen, der übrig bleibt von dem, der zur Führung von Amts-, Handels- und Haushalts-Geschäften nöthig ist, unfähig sind, sich in die Lage der Dinge zu versetzen, die damals war, sind unsere competenten Richter nicht. Ich erkenne sie nicht an, unterwerfe mich aber Denen, die vor dem Urtheile prüfen können und dies ernstlich dadurch wollen, daß sie den Verhältnissen, in denen sie lebten und leben, keinen Einfluß auf ihre Entscheidung einräumen. Ich bin nicht ganz ruhig bei diesen, denn aufrichtig gesagt, ich habe mir selbst das Urtheil längst gesprochen, daß ich schwach war, daß ich hätte vorwärts gehen müssen!

Meine Vertrauten trifft keine Schuld, denn sie waren zu Allem bereit, sie hatten sich mir unbedingt unterworfen. Ich muß mein eigener Ankläger sein, weil ich wahr sein will. Die Russen waren in Hamburg. Kosacken kamen bis zur Weser. Das ganze Land zwischen der Elbe und dem Rhein, Holland mit einbegriffen, war von französischen Truppen der Art schwach besetzt, daß sie allenthalben, in einigen holländischen Festungen ausgenommen, von dem Volke überwältigt worden wären. An der untern Weser hatten 2000 Wurster und Leher die Franzosen zum Abmarsch gezwungen und die Carlstadt besetzt. Oldenburg war in Insurrection. In Minden und der Umgegend waren, wie ich wußte, die Einwohner jeden Augenblick bereit. Ein

guter Bekannter von mir, Ernst Harten, war dort der Anführer, dieser hatte die Herforder Bürgerschaft, auch unter dem Vorwande, Ruhe zu erhalten, bewaffnet und eine Uebereinkunft mit dem französischen Commandanten geschlossen. H. hatte Einverständnisse mit den nahenden Russen und wollte die Nacht über die Franzosen her. Er hatte sein Hauptquartier in einem Wirthshause, und einen Posten vor der Thür. Die Stubenthür aufmachend und die Ordonnanz rufend, wurde er, die Klinken in der Hand, von einem Franzosen, der sich in der Dunkelheit herangeschlichen, erschossen, worauf die Franzosen sofort abmarschirten. *) Auf Bremen waren Aller Augen gerichtet, kam Alles an. Wenn es sich frei machte, wäre der Aufstand sicher bis an den Rhein gegangen. Die Holländer hatten große Lust dazu. Besonders im preussischen Westphalen und Hannover war großer Haß gegen die Franzosen. Sicher würde das Schmülsche Corps nicht an die Elbe, schwerlich bis zur Weser gekommen sein, und in Holland genug zu thun gehabt haben. Bei Lützen wäre vielleicht nicht die erste Schlacht geschlagen worden. Daß die Corps von St. Cyr und Morand, 6000 Mann, die in der Nacht, wie wir in Bremen angefangen hatten, bei Tostedt waren, nicht auf Bremen retirirt wären, ist mir von sachkundigen Officieren versichert worden, zumal die Hälfte derselben aus Sachsen bestand, die, das ist meine feste Ueberzeugung, in der Zeit nicht gegen uns agirt hätten. Viele sächsische Officiere haben mich dessen fest versichert. Daß sie sich nachher bei Lüneburg schlugen, ist kein Beweis vom Gegentheil. Wir hätten ein paar hundert Wagen voll Wurster und Leher holen lassen. Der tapfere Tettborn wäre bald zu uns gekommen, er war der rechte Mann. Bremen würde der Sammelplatz für die Auf-

*) Es wäre möglich, daß dieser Umstand später, im Herbst 1813 Statt fand.

gebote und Freiwilligen, auch für einen großen Theil des Hannöverschen gewesen sein. An Officieren hätte es nicht gefehlt. Wir hatten damals auch noch Waffen und konnten das Fehlende sofort von Helgoland haben. Die Hauptsache, Geld, hatten wir fürs Erste genug in dem französischen Eigenthum, besonders der Tabacks-Regie, die noch von großem Werth war. Die Bewaffnung konnte in Hamburg nicht von großer Bedeutung sein, weil dieses fast auf sich selbst beschränkt und von halbfeindlichem Lande eingeschlossen war. In Bremen stand die Sache anders, dort hätte der Zulauf von allen Seiten Statt gefunden, denn deutsche Grenzen kannte man in jener Zeit der Noth nicht, eben so wenig wie man sie in schweren Zeiten, die über uns kommen könnten, beachten wird. England hätte uns Kanonen und Artilleristen geschickt. *) Wir würden wenigstens 4 bis 6 Wochen Zeit gehabt haben, und eine starke Macht an der Weser haben aufstellen können. Manche Leute vom Fach und Anhänger des Kamaschendienstes werden hier wohl geringschätzend die Achseln zucken und meinen, solches zusammengerafftes Volk würde nicht viel getaugt haben. Der Geist, der damals in den Menschen war, ersetzte, wie uns das besonders Preußens neuerrichtete Soldaten zeigten, nicht allein Exercierkünste, sondern auch strenge Disciplin. Ueberdem würde ein solcher Zustand der Dinge auch wohl ein anderes Resultat hinsichtlich Dänemarks Politik gehabt haben.

Nun gestaltete sich unsere Lage immer trüber, es rückten immer mehr Truppen ein und Band a m m e, der Wütherich, kam. Wie ich auf sichere Weise durch den Präfecten weiß, so hatte er beschlossen, es sollten, des

*) Von Helgoland waren schon etwa 30 Engländer gefangen. Sie wurden fast sämmtlich bei dem Uebergang der Franzosen über die Geest zugleich mit vielen Bauern getödtet. Lehe wurde geplündert.

Beispiels wegen, Leute erschossen, nach Wesel transportirt, und ein Dorf abgebrannt werden. Der Präfect ist bei allen diesen Dingen ein bereitwilliger Handlanger gewesen. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß er auch ahndete, wie er mit mir daran gewesen. Was mich und meine Vertrauten rettete, war, daß ich Schriftliches von ihm in Händen hatte, wodurch er sich jedenfalls, wenn es dem Kaiser bekannt wurde, stark compromittirt hätte. Er verlangte es von mir zurück. Ich entgegnete: „es sind schwere Zeiten, auf Ihr Dringen habe ich mich auf die Sache eingelassen, ich habe einige Waffen und auch Pulver im Hause, jetzt befehlen nicht Sie hier, sondern der General, ich kann in Verdacht kommen, dieser, ein Kriegsgericht und der Tod sind jetzt gleichbedeutend, ich muß das Papier als Beweis meiner Unschuld behalten und gebe es nicht heraus. Ueberdem liegt eine Abschrift davon in Paris, und wird diese der Kaiser erhalten, wenn ich in Ungelegenheiten komme.“ Da waren wir wieder gute Freunde, und er sagte nur: schicken Sie mir die Waffen zu, ich will Sie Ihnen aufheben. Dies geschah und ich habe sie nicht wieder gesehen, außer vier Doppelflinten, die ich später mit seiner Einwilligung wieder wegnahm, denn wie die Russen im Herbst kamen, waren sie von dem die Präfectur Plündernden oder Kosacken weggenommen.

Was die Sache mit dem Erschießen der braven Männer Finckh und Berger anbetrifft, so habe ich die Ueberzeugung, daß sie dasselbe wollten, was wir beabsichtigten. Es waren aber keine Beweise ihrer Schuld da, und sie wurden gemordet, weil man ein Beispiel geben wollte. Sie hatten proclamirt, aber sie hatten dies mit Einwilligung der französischen Behörden gethan. Es sollten aber nicht zwei, sondern drei von ihnen sterben. Herr B. weiß vielleicht selbst nicht, daß er noch den Abend vor dem Kriegs-Gerichte mit auf der Todtenliste stand. Dem Herrn Senator Pavenstedt verdankt er sein Leben, denn

dieser hatte Vandamme bemerflich gemacht, Herr B. könne unmöglich gegen die franzöfifche Herrfchaft fein, weil er durch eine Veränderung, wegen der großen Capitalien, die er in der Zuckersabrik aus Runkelrüben und anderen Etabliffements angelegt, ein ruinirter Mann geworden wäre. Vandamme mochte es wohl nicht trauen, einen folchen, da der Kaifer, wie gefagt, gewaltig auf diefe Rüben hielt, todtſchießen zu laffen.

Um Leute zu bekommen, die man nach Weſel ſchickte, war der Maire, wie er mir ſelbſt ſpäter gefagt, gezwungen, eine ſogenannte ſchlechte Gefellſchaft zu bezeichnen. Er wählte den ſchon erwähnten Püſel-Club. Spät am Abend wurde er umzingelt, die da waren, gefangen genommen. Mein Freund Kunge war dort geweſen, aber durch einen Sprung aus dem Fenſter, glaube ich, entkommen. Bultmann und Clauffen wurden mit arretirt. Es war mir dabei nicht wohl zu Sinne, denn Niemand wußte was man mit ihnen vor hatte und weßhalb ſie feſtgenommen waren. Der Präfect war nicht zu Hauſe, ſondern bei Vandamme. Ich ging hin und erfuhr auf ſichere Weiſe, daß ſie nach Weſel ſollten und ihnen dort nichts weiter geſchehen würde, erhielt auch einen Schein, die Gefangenen ſprechen zu dürfen, was ſonſt nicht geſtattet war. Wir wurden nun gegenseitig beruhigt, denn ich gab Clauffen, der etwas wußte, im Fall ſie vor ein Kriegsgericht kämen, die Erlaubniß, über mich alles zu ſagen was ſie wußten. Sie wurden nach Weſel geſchickt, wo ſie lange ſaßen. Auch der Graf Bentinck von Barel war unter den Gefangenen. *)

Es ſollte, wie gefagt, ein Dorf abgebrannt werden. Man hatte dazu Borgfeld gewählt, weil dort einige Franzoſen mit Schrottkörnern verwundet worden. Dies war

*) Auch habe ich einen ehemaligen holländiſchen Officier, Kulach, der auf den Tod ſaß, auf welche Weiſe habe ich vergeſſen, losgefreigt.

durch Kosacken geschehen, die bei den ersten Häusern in Lilienthal gestanden hatten. Indessen hieß es, das müssen Bauern gethan haben, denn Soldaten schießen nicht mit Schrot. Der verstorbene Herr B. K. bewies Vandamme, daß die Franzosen auf dem linken Wummeufer gestanden, die Schüsse von der entgegengesetzten Seite hergekommen, und man nahm nun Lilienthal. Ohne daß die Bewohner etwas ahndeten, schlichen einige Franzosen an jedes Haus heran und schossen auf ein Signal in die Strohdächer, wo denn das ganze Dorf sogleich brannte. Die aus ihren Betten gescheuchten Einwohner wurden herausgelassen, aber sie durften nichts retten. — Wir lebten natürlich in beständiger Furcht, und hatte ich gute Vorkehrungen getroffen, wenigstens den Abend oder die Nacht sicher zu sein, denn gewöhnlich arretirten die Franzosen nicht bei Tage. Mit meinem nächsten Nachbar Schellhaß hatte ich die Vorkehrung getroffen, daß ich jeden Augenblick durch das Dach in sein Haus und in die Bodekerstraße kommen konnte. Um nicht die Brücke zu passiren, wollte ich von der Dornkiste nach dem Theerhose und von der Herrlichkeit nach der Neustadt hinten an Brunssens Garten schwimmen, was mir als guter Schwimmer leicht war. Hier lag beständig ein kleines Ruderschiff angeschlossen. In denselben wurde jeden Abend der Schlüssel und auch der zu Brunssens Garten und Hinterhaus, wo Ruder und sonstige Sachen bereit lagen, gelegt. Ich konnte dann leicht aus der Stadt kommen, und wäre nach einem großen Weidenbusch im Stromerfelde gegangen, wo jeden Morgen ein Jäger, der in der Nähe wohnte, herkommen mußte, um zu sehen, ob ich da sei. Vermöge meiner genauen Kenntniß der Gegend und vielen Bekanntschaften als Jäger, war es mir ein Leichtes, über die Elbe oder nach Helgoland zu kommen.

Einen kleinen Schreck hatten Gelting und ich doch noch. Ich glaube, am Tage wie Finckh und Berger erschossen wurden, waren wir bei einander, als der Polizei-

Commissair Dönnies zu uns kam, und zu Gelfing sagte: Herr Baron, ich habe von dem Herrn Staatsauditeur Haw den Auftrag, Sie zu ihm zu bringen; es wird Ihnen vielleicht gelegener sein, daß ich diesen Nachmittag 2 Uhr wiederkomme. Er drehte sich um und ging. Ich sah es deutlich, daß Gelfing sich etwas entfärbte. Da ich keinen Spiegel grade hatte, kann ich nicht sagen, ob dies auch bei mir der Fall war. Was war zu thun? ging Gelfing fort, so mußte auch ich gehen. Dann war ein Theil meines Vermögens hin, meine Verwandten compromittirt. Ich entschloß mich, einen bedenklichen Gang zu wagen, und ging selbst zu dem Staatsauditeur, den ich nur von Ansehen kannte und glaubte, daß er mich vielleicht nicht von Person kenne. Aber gehört hatte er genug von mir, auch wegen der freiwilligen Garde, denn Gelfing war deshalb bei ihm in meinem Namen gewesen, um ihm Anzeige von mehreren Zusammenkünften zu machen. Er war nicht zu Hause. Im Vorzimmer fand ich den Kaiserlichen Procureur Krell. Mit diesem unterhielt ich mich, bis der Oberpolizeimann eintrat. Ich bat um einen Paß für einen Boten nach Hoya, wo, wie ich glaubte, noch Russen wären. Er antwortete mir kurz, unhöflich: „Es würden keine Pässe ausgegeben.“ Er kannte mich nicht, wie ich sah, aber Krell war da und wollte ihm schon meinen Namen sagen, wenn ich ging. Kaum aus dem Hause, wurde ich zurückgerufen, und fand meinen Mann sehr artig. Er sagte: „ich hätte mich brav benommen und könne alles von ihm erhalten.“ Er wollte mir einen Paß in Blanco geben, und setzte sich zum Schreiben hin, besann sich aber und bat mich, ihm den Boten zu bringen, er wolle gern, daß er über Berden ginge. Wenn dieser zuverlässig wäre, so könne er ein gutes Trinkgeld verdienen. Er wollte, ich sollte ihm einen guten Spion liefern. Ich antwortete: mit politischen Dingen gebe ich mich nicht ab, und wolle lieber den Paß nicht, wenn jenes die Bedingung

dabei wäre. Da war er auch zufrieden und gab mir denselben, in welchen ich indessen den Namen des Boten hineinschreiben ließ, damit ihm nicht der Verdacht käme, als wolle ich ihn selbst benutzen, und verließ ihn mit der Bemerkung, ich fürchtete, die Russen, oder der Pöbel, habe meine Fabrik dort zerstört.

Wir waren nun beruhigt und Celking ging, nachdem er Tönnies aufgesucht und mit diesem sich verabredet, zum Staatsauditeur und sagte: »er sei nicht zu Hause gewesen, und habe gehört, daß in seiner Abwesenheit Tönnies da gewesen sei, ob etwas zu Befehl stände.« Es war nichts, was die Sache anging. Ich glaube hier bemerken zu müssen, daß ich mit Tönnies in sehr gutem Vernehmen stand. — Er war ein trefflicher Polizeiagent, klug genug um einzusehen, daß es anders kommen könne, und benahm sich darnach. Deshalb that ihm Niemand was zu leide, als die Russen kamen, während sein College, der Polizeicommissair W., vom Pöbel bald umgebracht wäre, denn ich sah ihn, das Zeug vom Leibe gerissen, mit Blut bedeckt, in einem Hause, in welches er sich vom Markte her geflüchtet hatte, ein Fenster einschlagen, zerbrechen, und über die Balge nach der Schüttingsstraße klettern. Doch einige vom Volk hatten dies vermuthet und kamen ihn dort in Empfang zu nehmen, als ich ihn dadurch rettete, daß ich die Wüthendsten bei Seite nahm und ihnen Louisd'ors in die Hand drückte, um ihn zu schützen und irgend wo unterzubringen. Einer derjenigen, denen ich Geld gab, hieß Pottas.

Wir hielten bei der Gelegenheit auch dem Maire treulich Wort. Ich war fast immer in seinem Hause. Als ich einmal mich entfernen mußte, ging Wolff hin. So beliebt dieser auch bei dem Volke war, würde es ihm doch vielleicht nicht gelungen sein, den Pöbel, der schon das Haus anfüllte, von Gewaltthaten abzuhalten, wenn er nicht einen eben vorbeigehenden russischen Officier, den

Grafen Hahn, jetzigen Theaterdirector, zum Beistande angerufen, der dann mit der blanken Klinge bald das Haus leer machte.

Durch die beiden letzten Vorfälle bin ich zum Herbst 1813 übergegangen.

Wir hatten wenig zuverlässige Nachrichten von dem Gange des Krieges an der Oberelbe. Die Franzosen verstanden es, ihre Siege zu vergrößern und ihre Niederlagen zu bemänteln. Ich wußte, daß ich scharf beobachtet wurde, mußte mich sehr in Acht nehmen, und bemerkte deutlich, daß der Präfect mir nicht traue. Deshalb ging ich auch selten mehr hin, indessen schickte er mir doch einen *Port d'armes*, die damals fast nicht ausgegeben wurden.

Die Wiedereinnahme Hamburgs, die harte Züchtigung, die es erlitten, hatte bei uns eine große Wirkung hervor gebracht, und die Lust sich zu rühren, war vielen Leuten vergangen. Am Tage vor der Ankunft Tattenborns vor Bremen ritt ich spät am Abend der Stadt zu, als der Wirth Fesensfeld aus Eytermoordamm, der aus der Stadt kam, im Vorbeireiten zu mir sagte: morgen kommen die Russen. Ich glaubte dies nicht, denn es wurden zu der Zeit viele Lügen verbreitet. Am andern Morgen wachte ich früh, dachte hin und her, und am Ende, es wäre doch wohl möglich. Ich schickte schnell nach einem Bekannten, es war, glaube ich, der verstorbene Herr Consul Schepeler, und wir fuhren mit Sonnenaufgang fort. Wir kamen bis vor die Osterthors-Wache, die Zugbrücke war noch nieder, das Heekthor noch auf, und es ging gerade eine Milchfrau durch, als Letzteres schnell von der Schildwache zugemacht wurde, denn einige Kosacken waren dicht davor, es ward Lärm, die Wache lief hin, es fielen Schüsse, die Zugbrücke wurde aufgezo gen und die Russen konnten nicht herein. Das Osterthor hatte allein eine Zugbrücke, alle übrigen Thore nicht, und hätten die Russen in diese sehr leicht hereinkommen können, denn sie

wurden nicht erwartet. Es wurde gesagt, der Maire von Urbergen habe das verrathen. Ich weiß das nicht, aber ich weiß, daß ein Bremer zum Präfecten gegangen ist und es ihm gesagt hat, aber man hat ihm nicht geglaubt. Vielleicht ist dieser von jenem Maire abgeschickt worden, denn sein Geschäft war der Art, daß er auf den benachbarten Mairien zu thun hatte. Ich will ihn jetzt nicht nennen, eben so wenig wie ich ihn damals angab. Er wäre sicher gegangen worden. Man hat uns damals häufig den Vorwurf gemacht, daß wir nicht den Russen die Thore öffneten. Der General Tettenborn hat das selbst gethan. Ich gebe zu, daß man auf so etwas kommen kann, wenn man draußen vor dem Thore ist, gerne herein will, und nicht weiß, wie es in der Stadt aussieht. Zuvörderst muß man bedenken, daß uns alle Waffen weggenommen waren. Todesstrafe war auf den Besitz derselben gesetzt. Wir waren gänzlich unvorbereitet. Es war ein wachsender tapferer Commandant da, zahlreiche Patrouillen durchzogen fortwährend die Stadt, die Polizei war sehr wachsam. Auf der Straße ließen sich wenig Leute blicken, denn Haubizen fielen allenthalben. Wenn man es auch mit dem Pöbel hätte versuchen wollen, er war nicht bei einander zu kriegen. Wir haben genug darüber gesprochen. Ich war längst mit Gelling entschlossen, Dienste zu nehmen und hatte wegen Sicherung eines Theils meines Vermögens Vorkehrungen getroffen; aber die Stadt wieder compromittiren, um ein Streifcorps, das den andern Tag wieder fortging, einzulassen, wollten die Leute nicht mehr. Im Frühjahr, da war das anders, da wollten wir den, wie wir irrig glaubten, mit starker Macht heranrückenden Russen die Sache zu erleichtern, etwas wagen. Wenn man so großen Werth auf unsere Hülfe legte, warum gab man uns nicht Nachricht, schickte Jemand her, der uns von der Lage der Dinge in Sachsen unterrichtete. Ja, wenn wir nur den Abend vorher sicher gewußt hätten,

daß der Ueberfall Statt finden sollte, so würden unsere Freunde sicher nicht vor das einzige Thor, vor welchem eine Zugbrücke war, geführt worden sein, und sie hätten schon hereinkommen sollen. Ja, wäre ich eine Stunde früher ausgefahren (eine halbe hatte ich nur früher aus dem Thore kommen können), so würde ich den General Tettenborn schon vermocht haben, durchs Hastedter Feld auf das Heerden- oder Doventhor los zu gehen, ja als schon vor dem Osterthor der zwecklose Angriff und ein lebhaftes Gewehrfeuer statt fand, hätte jedes andere Thor mit 50 Mann Infanterie forcirt werden können. Davon habe ich mich selbst überzeugt, denn nachdem ich dem Gefechte vom Commodienhause gewiß eine Viertelstunde zugesehen, bin ich über den Wall bis nach dem Doventhor gegangen, und weiß genau, daß die Thore sehr schwach, nur von der gewöhnlichen Wache besetzt waren und daß bei eins derselben die Leute aus- und eingingen. Man sah die französischen Soldaten einzeln, die Patrontasche in der Hand, ohne alle Ordnung, aus den Häusern kommen, und alle dem Osterthore zu laufen. Ein sicheres Zeichen, daß die Russen nicht erwartet wurden. Noch nachdem der Angriff geschehen, ich kann die Zeit nicht mehr bestimmen, hat mir einer der Herren Brunßen in der Neustadt gesagt, habe er selbst, oder wenn ich irre, ein anderer angesehener Bürger der Neustadt, den Herrn von Wenkstern, der mit einem Haufen Cossacken über die Weser nach dem Buntenthorssteinweg detaschirt war, bewegen wollen, ins Buntenthor herein zu reiten, welches noch ganz offen war. Wenn nur Cossacken in die Stadt kamen, so würde sicher ein Auf-
 lauf statt gefunden haben und waren Leute genug da, die einen solchen gegen die Franzosen wirksam zu benutzen verstanden hätten. Die vielen Haubitzen, die in die Stadt fielen, bewirkten grade das Gegentheil, was durch sie bezweckt wurde, sie entfernten die Leute von den Straßen. Sie zündeten in der Stadt nicht. Hätte es nur an meh-

rerer Stellen gebrannt, so wäre es vielleicht anders gekommen. Lettenborn hatte nur ein schwaches Bataillon Reichscher Jäger, ein Detaschement Lützow reitender Jäger und Kosacken bei sich, welche letztere nicht leicht an geschlossene Infanterie heranzubringen waren. Der französische Commandant wurde von einem der Reichschen Jäger auf etwa 180 Schritt erschossen. Sein Nachfolger, ein junger Mann, wurde bei den Capitulations-Unterhandlungen, wegen der Stärke der Russen hinters Licht geführt. Ich habe den französischen Officier, der die Capitulation unterhandelte, später im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden gesehen, zu dem er bei dieser Gelegenheit überging, mit dem, wie es hieß, er früher gut bekannt gewesen.

Ich war nun nach der Uebergabe beständig im Hauptquartier und zwar bei dem russischen Platzcommandanten Rittmeister Schulz, und sah bald, daß man zum Bleiben nicht gekommen war. Es erfolgte deshalb auch kein Aufruf zur Bewaffnung. Telking nahm Dienste und zog mit Lettenborn ab, ich schob das noch auf, und verabredete mit ihm, daß wir uns gegenseitig Nachrichten geben wollten, was auch während der Wiederbesetzung der Stadt durch die Franzosen einige Mal Statt fand. Wir hatten Zeichen verabredet, woran wir den treuen Boten erkennen konnten. Ein braver Mann, der Schullehrer Barmann, war, als gemeiner Soldat Dienste zu nehmen, zu den Russen gekommen. Man hatte ihm das ausgereedet. Er wollte aber jedenfalls nützlich werden und übernahm es, mir Nachricht zu bringen. Er kam ganz vergnügt in mein Zimmer und hatte seine Depesche von Telking in ein Stück von einer Cigarre, daß er allenfalls aufessen konnte, gewickelt. Er öffnete dies und gab mir das Papier, ohne das Zeichen zu geben, mit den Worten: Ich soll Euch vom Herrn Baron grüßen. Ich kannte den Mann nicht, und war daher bald entschlossen, stellte mich, nachdem

ich gelesen, vor die Thür und sagte: „Sie kommen da bei dem Unrechten, ich habe nichts mit dem Herrn Baron zu schaffen, wir wollen mal sehen was die französische Polizei dazu sagt“ und griff nach der Klingel. Da wurde B. natürlich unruhig und rief aus: „mein Gott, sind Sie denn nicht der kleine Böse?“ So nennt man mich hier, war meine Antwort, aber besinnen Sie sich! Da rief er: „ach! ich habe noch vergessen, Ihnen dies zu geben,“ und kam mit dem Zeichen hervor, welches der Art war, daß es den Tag der Woche, an dem die Depesche geschrieben, anpassend sein mußte. Er erhielt nun seine Abfertigung und ging. Auf das Benehmen der Franzosen war ich sehr aufmerksam. Eines Abends spät hörte ich, daß etwas besonderes gekommen sei. Ich blieb die Nacht über auf der Straße und bemerkte vor 2 Uhr Morgens nichts. Da fing ein ungewöhnliches Treiben unter den Franzosen an. In kleinen Trupps zogen sie erst der Neustadt zu, aber ich wurde wieder irre, als eine ganze Compagnie dem Osterthore wieder zu marschirte. Um 5 Uhr etwa fuhren indessen einige Wagen einzeln nach der Neustadt. Ich hielt mich nun am Osterthor auf. Nach einiger Zeit kam mir ein dumpfes Geräusch entgegen, ich drückte mich in einen Winkel, und sah deutlich die zwei oder drei Kanonen vorbeikommen, deren Räder bewickelt sein mußten, denn man hörte kaum ein Geräusch von ihnen. Ich folgte nun und sah, daß sie über die Weserbrücke fuhren. Da war kein Zweifel mehr, ich schickte nun schnell den schon wartenden bereits erwähnten Voltje Bollmann fort, um Gelling die Nachricht zu bringen, daß die Franzosen sich zum Abmarsch fertig machten. Diese mußten früher wie Tettensborn von der verlorenen Leipziger Schlacht Nachricht gehabt haben. Unglücklicher Weise wurde mein Bote, indem er von Tenever aus nach Arbergen will, wo ich Gelling vermuthete, von Kosacken angehalten, denen er sich nicht

verständlich machen kann, die ihn für einen Spion halten, binden, wenn ich nicht irre, und gefangen nach Achim bringen. Hier trifft er aber einen Deutschen unter den Officieren, dem er das Nöthige mittheilt, worauf nun sogleich das Kosacken-Defaschement aufsteht und eilig nach Bremen zu reitet. Hier war aber Gelling und der Rittmeister Backhaus bereits, bloß von ihren äußerlich zu Kosacken gemachten Bedienten begleitet, eingerückt. Reconosziren reitend waren sie bis zum Gute von H. Backhaus bei Hastedt gekommen, wo sie erfahren, daß in Hastedt keine Franzosen mehr sind. Dort auch keine findend, reiten sie weiter und kommen in die Stadt, wo eben die Franzosen abmarschiren. Am Steinweg machen sie noch einige Gefangene. Hätte mein Bote sie in Urbergen getroffen, so würden sie noch früh genug haben über die Weser kommen und den Franzosen eins anhängen können.

Gelling proclamirte nun im Auftrage des Generals Tettenborn und warb Cavallerie und Infanterie. Ich errichtete eine Compagnie Jäger. Außerdem schlossen sich viele Bremer Lüthows Freicorps an. Wir waren der Meinung und hatten das so unter uns Bewaffnungsfreunden ausgemacht, daß ein Regiment Cavallerie und ein Bataillon Infanterie da sein sollte, denn Lübeck und Hamburg hatten 9 Schwadronen im Felde. Gelling sollte der Commandeur sein. Es war schon viele Cavallerie und Infanterie bei einander, als Gelling mir sagte: da ist ein Herr v. Weddig, der wünscht deine Bekanntschaft zu machen, er will gerne das Bataillon haben. Ich antwortete: nimm Dich in Acht, wenn da aus dem Regiment Cavallerie nur was wird. Gelling war nicht für „das für sich Sorgen“ sehr geschaffen, hatte kein Herz für die Intrigue, nahm seinen Dienst wahr, und versäumte, die Civil-Gewalt, die in der Regierungs-Commission auftauchte, hinlänglich zu beachten und sich Einfluß auf dieselbe zu verschaffen.

Bis dahin waren wir so ziemlich die Herren gewesen; was wir wollten, geschah. Indessen änderte sich das. Man sah bald ein, und dies war sehr vernünftig, daß eine Schwadron viel Geld, und vier Schwadronen vier mal so viel kosten würden. Die Regierungs-Commission fühlte sich bald, es waren gescheute Leute dabei, man wirkte auf den General ein, daß auf das Regiment Cavallerie nicht bestanden wurde, und es blieb bei der einen Schwadron. Vorher aber wurde Herr v. Weddig Major.

Uebrigens bemerke ich hier, daß Ersterer, so weit ich es beurtheilen kann, ein guter Officier war, begabt mit vielem Verstande, der sich unser Aller Zuneigung und Liebe in hohem Maaße erwarb. Wir hatten Vertrauen zum General Tettenborn, als einen tapfern Officier, gefaßt, und haten ihn, uns unter sein Commando zu nehmen. Er willigte ein. Wir hatten Lust zu fechten und wußten, daß er uns Gelegenheit dazu geben würde. Ueberdem wurden wir zu diesem Schritte auch noch durch die Rücksicht gebracht, daß wir schwerlich, gleich mit anderen Truppen in der Linie dienend, wegen unserer Unerfahrenheit, eine sonderliche Figur spielen würden. E. ging nun in unserm Namen nach Hollstein, dem Kronprinzen von Schweden unser Gesuch vorzulegen, welcher dasselbe auch gewährte. E. erhielt auch eine Marschrouten auf Cöln. Man hatte aber vergessen hinein zu setzen: *pour se réunir au Général Tettenborn*. Dieser wollte uns, so wurde mir wenigstens von unserm Major gesagt, einen Officier nach Cöln schicken, wenn wir ihn dort nicht trafen. Wir marschirten Anfangs Februar aus, und liefen rasch dem Rhein zu. Doch fuhr uns der Kronprinz unterwegs vorbei und war dort, als wir ankamen. Er gab uns nun den Befehl bei ihm zu bleiben. Ich habe die Vermuthung gehabt, daß wir das Opfer einer Intrigue wurden. Es kann aber auch sein, daß uns der Kronprinz deshalb in Cöln fest hielt, weil er

keine Truppen bei sich hatte und Jülich noch von den Franzosen besetzt war; derselbe Fall fand auch in Lüttich, wegen Maastricht, statt.

Ohne Einwilligung des Kronprinzen trennten sich nun alle zur Nordarmee gehörende Preußen und Russen von ihm. Auch Tettenborn war fort, wir wußten nicht wo er war; wir hatten gleichfalls große Lust von dem Kronprinzen wegzulaufen, und ich erklärte in Lüttich dem Rittmeister Schulz, der wegen Krankheit zurück geblieben war und wieder zum Tettenbornschen Corps ging, er möge uns nur wissen lassen, wo er zu finden, ob wir ihm willkommen seien, und wir würden gleich aufbrechen. Es ist viel Nachtheiliges von dem Zaudern des Kronprinzen gesprochen worden. Ich kann irren, aber ich bin an der Quelle gewesen und habe nicht von Schweden allein, sondern im Hauptquartier, das wir nicht verließen, von höheren Officieren anderer Nationen, die damals im Hauptquartiere waren, Manches erfahren. Nach der Leipziger Schlacht hat man folgenden Plan gemacht: Schwarzenberg und Blücher sollten vorgehen, um den Krieg nach dem mittleren Frankreich zu ziehen. Bülow, Winzingerode und Boronzow, zur Nord-Armee gehörend, sollten, nachdem sie Holland und Brabant frei gemacht, auf den Kronprinzen, der erst, wie stipulirt war, Norwegen in Hollstein erobern mußte, warten. Dann sollte die Nord-Armee, etwa 120,000 Mann stark, Napoleons linken Flügel umgehen und geradesweges auf Paris marschiren.

Es ist anzunehmen, daß die Schweden ungefähr 8 Tage früher hätten am Rhein sein können. Sie hatten aber wegen eines plötzlich eingetretenen Thauwetters, woran sie nicht gewohnt waren, viele leichte Kranke, so daß einige ihrer Bataillone nicht viel über 300 Mann stark waren. Es ist daher, nach meiner Meinung, ein unermessener, also ungerechter Vorwurf, daß der Kronprinz

absichtlich zwischen der Elbe und dem Rhein gezwängt hätte. Wir sind zuweilen mit ihnen marschirt, wo wir Eile hatten, aber sie konnten nicht mit uns fort.

In Cöln sagte mir Weddig, aus des Kronprinzen Zimmer kommend: Er ist nicht gut auf die Andern zu sprechen, er hat an Blücher geschrieben: „er und Schwarzenberg gingen zu rasch vor, sie würden was lösen, sie möchten warten, bis er käme.“ Die Prophezeiung ging in Erfüllung. Montmerail und Bar sur Aube haben Zeugniss davon gegeben. Bülow und Winzingerode gingen nun fort auf eigene Hand, ohne Ordre, wie gesagt wurde, auf des Königs von Preußen Aufforderung. Nun wurde der ganze Plan verrückt; der Kronprinz natürlich ungehalten. Es soll ihm auch etwas von Antwerpen zu belagern geschrieben sein; daher entstand der Aufenthalt, der uns etwa 14 Tage in Lüttich bleiben ließ. Man hatte sich endlich verständigt und nun sollte es rasch vorwärts gehen, als wir, ich weiß nicht mehr, diesseits oder jenseits Brüssel, die Einnahme von Paris erfuhren, wo ich denn sofort zu Hause ging, aber die Compagnie zurückließ.

Wie leicht der Kronprinz König von Frankreich hätte werden können, ist wenig bekannt geworden. Was ich hier darüber sagen werde, kann ich als authentisch angeben.

Zur Zeit, als das große Hauptquartier der Verbündeten in Chaumont war, kam der damalige Prinz Artois an, um seinen Bruder bei der bevorstehenden Vacanz zu empfehlen. Vertraulich wird unter den Diplomaten ausgemacht, daß Niemand seine Besuche annehmen oder erwiedern solle. Es entstand nun die Frage: welchen König wollen wir Frankreich geben, wenn wir es erobert haben? — Einstimmiger Beschluß: — dem, den sie haben wollen, mit Ausschluß der Bonaparte's. Darauf folgte

nun die Fragestellung: wie erfahren wir, wen sie wollen? Beschluß: — Es sollen die Notabeln von den Provinzen, die bereits erobert sind, zusammenberufen und befragt werden. Diese Commission ist dem Gesandten eines der kleinsten deutschen Staaten übertragen worden, und die Notabeln haben die Antwort gegeben: Die Bourbons wollen wir nicht. Da wir keinen von des Kaisers Familie haben sollen, so wollen wir den Kronprinzen von Schweden. Welche Verhältnisse die Ursache waren, daß dieses keine weiteren Folgen hatte, weiß ich nicht anzugeben.

Spaßhaft muß die Scene gewesen sein, als, nach den bereits erwähnten Niederlagen, die Franzosen vordringen und den Abend zwei Stunden von Chaumont sind. Man hat nur eine Schwadron österreichischer Leibgarde bei sich. Ueber die fremde Haut ist man, wie oben gezeigt, bald einig gewesen. Nun es um die eigene geht, ist Confusion da. Es ist nämlich die Frage: ob man die Nacht mit einander fort und sich von den allenthalben aufrührerischen Bauern todtgeschlagen lassen, oder ob man den Tag abwarten und den Franzosen in die Hände fallen wolle. Man entschließt sich zur Trennung und theilt die Schwadron in zwei Hälften.

Welche Folge würde es wohl gehabt haben, wenn allen diesen Allerhöchsten, Höchsten und Hohen Herren und Magnificenzen auf einmal was Menschliches begegnete. Ich spreche nicht von der damaligen Kriegsgeschichte, die würde schon ohne sie durchgeführt sein, denn der Geist war über die Völker gekommen, die Verblendung gehoben, in der sie durch lange Ruhe, Unterdrückung, Uebermuth der Hohen, durch die furchtbaren Wirkungen der Gewohnheit gefallen waren, und hatte gezeigt, daß im Volke die Kraft sei. Mein ich meine: wie würde sich der Zustand der alliirten Völker, besonders der in Deutschland überhaupt, gestaltet haben, wie jetzt sein? — Wer wagt es, mit

Sicherheit zu sagen, daß es dann schlimmer um uns stände? —

Daß wir nicht in Thätigkeit kamen, war für uns damals höchst widrig und verdaß unsere Stimmung. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, wie froh unsere Leute wurden, wenn wir, was einige Mal der Fall war, Hoffnung hatten zu fechten. Wir waren unter uns einig und es herrschte unter den Officieren und Soldaten ein guter Ton. Wir hielten strenge Mannszucht, weil wir das selbst wollten, und requirirten nicht. An schlechten Beispielen in beiden Hinsichten fehlte es in unserer Nähe nicht, und hätten wir dasselbe ungestraft thun können. Nur als ich schon die Armee verlassen hatte, entstand in Brüssel zwischen meinen Jägern und einer belgischen Schwadron eine Rauferei, welche von ziemlicher Bedeutung wurde, als die anderen Bremer und Schweden Partei für meine Leute nahmen. Die Belgier zogen den Kürzern. Wir konnten es nicht auf diese besonders haben, denn sie waren 1813 gut französisch gestimmt, und mußten wir auf unserer Huth sein. —

Es mochte spät am Abend, an einem der ersten Tage des Monats März im Jahre 1815, sein, als in N. 28 der Wachtstraße in Bremen eine zahlreiche Gesellschaft von Frauen und Männern verschiedenen Alters versammelt war. Dieselbe gewährte einen ganz absonderlichen Anblick, denn die Herren waren alle in Schwarz, die Frauen in verschiedenen Farben gekleidet; indessen war der Schnitt der Kleidung jedes Geschlechts für sich, ganz derselbe und durchaus alterthümlich, wie es vor einigen hundert Jahren Mode gewesen sein mochte, auch lagen im Vorzimmer statt der Hüte eine Menge Barrets, einige mit Federn geziert. Die Musici spielten nicht etwa einen Walzer, Eossaise oder Quadrille, nein, die Gesellschaft schien es darauf angelegt zu haben, wieder in die graue Vorzeit sich

zurück zu versehen; denn man tanzte eine Allemande. In langer Colonne, bald zu zweien, dann wieder zu dreien, allerlei zierliche Wendungen machend, bewegten sich die Leute. Doch sahen sie dabei größtentheils ernsthaft, mitunter verlegen aus, welches man auch überhaupt häufig bei Tanzenden deshalb bemerkt, weil diese nicht den Zweck des Tanzes, den Frohsinn, vor Augen haben, sondern eifrig bemüht sind, ihre vom Tanzmeister erlernte Kunst zu zeigen. Offenbar hatte hier die Befangenheit auch noch einen andern Grund, und zwar die Furcht vor einem alten kleinen Männlein, welches, dem Tact der Musik folgend oder ihn berichtigend, immer dieselben Worte wiederholend, sang: Sach — te, — Sach — te, — ein — zwei — drei — vier. — Doch oft verstummte dieser einförmige Gesang, wenn er die ziemlich häufig vorkommenden Fehler in Haltung und Touren bemerkte. Der Tanzmeister rief dann im höchsten Zorn wohl aus: „Frau Bürgermeisterin, Spiel der Wellen, Sie machen diese Tour immer verkehrt! Herr Doctor, nicht die Hände so gehalten! Ist das ein Spiegel? Herr —, der Sturz (Knieen vor der Dame) kam zu früh!“ — Doch wurde dem eifernden Tanzmeister plötzlich das Handwerk gelegt, denn rasch flog die Thür auf, und ein junger gut aussehender Mann kam hereingestürzt und rief aus: „Napoleon ist wieder da, er marschirt auf Paris.“ — Für die Gesellschaft war nun Spiel und Tanz vorbei, und fing man an, nachdem der erste Lärm sich gelegt hatte, über die wahrscheinlichen Folgen, die dies wichtige Ereigniß haben würde, sich zu besprechen. Man war bald im Reinen, daß der Krieg von Neuem losgehen würde. Da warf eine Frau, hoch und schlank gewachsen, die Schönste unter den Schönen, die Frage auf: was wollen wir hier in Bremen dabei thun? Die Sache wurde überlegt, man setzte sich um einen großen Tisch, oben an die Höhe, gleichsam als Präsidentin, und

man war bald einig. Da viele durchaus reiten wollten, so wurde beschlossen, daß eine Eskadron von freiwilligen, sich selbst equipirenden reitenden Jägern errichtet, von Telling commandirt und dem alten Bekannten der Bremer von 1813, dem General Lüchow, zugeschickt werden solle. Ferner, daß mein Vorschlag, wieder eine Jäger-Compagnie zu errichten, darin auch diejenigen aufzunehmen, die sich selbst equipiren wollten, und dieselbe dem von der Stadt zu stellenden Bataillon beigegeben werden solle, damit ihr diese in ihrem Contingent angerechnet würde, Billigung fand. Nur einer der Anwesenden, ein junger Mann, mit einem Gesicht, wie man es wohl bei gut gemalten Engeln sieht, warum soll ich ihn nicht nennen, Eduard Frihe, sagte: ich kann nicht mit Euch ziehen, ich habe es voriges Jahr beim Abschiede meinem Obersten versprochen, wieder zu kommen. Ahnungsvoll setzte er auch noch hinzu: „dieses Mal komme ich mit beiden Beinen nicht wieder.“ — Bei Vigny zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel das Knie. Ohne amputirt zu werden, wurde er gegen alle Erwartung geheilt. Er verdankte dies einem Kaufmann in Namur. Dort sollte er die Nacht, nachdem er, ohne verbunden zu sein, beinahe zwei Tage unterwegs war, ins Lazareth. Er hat noch etwas Besinnung, und läßt eine Menge Gold vom Wagen auf das Pflaster fallen, dies wird bemerkt. Es steigt Jemand auf den Wagen. Er kann noch leise den Namen des Kaufmanns aussprechen, und dieser kommt und nimmt ihn vom Amputirtisch mit fort und übergiebt ihn seinem Arzt.

So wie es die Nacht in meinem Hause ausgemacht wurde, ist es gekommen.

Wir waren schnell mit der Organisation fertig. Die Jäger, beinahe 200 Mann stark, etwas früher wie das Bataillon. Proclamirt habe ich nicht, nur, so viel ich mich entsinne, meine vortreffliche Marktetenderin von 1813

durch öffentliche Blätter aufgefördert, wieder zu kommen. Einen Halbmondsbläser auf den Markt gestellt, der „frisch auf“ blies, und es kamen mehr Leute, als ich haben wollte. Unter andern stand ein junger, offenbar zu schwacher Mensch, jeden Morgen vor meinem Bureau, obgleich er immer abgewiesen wurde. Da kam ein alter schneeweißer Mann, ein Schulmeister, mit einer Menge Papiere unter dem Arm zu mir. Diese waren 50 Jahre alte Testimonia, daß er der Pape von guten Leuten sei und auf Schulen sich gut ausgeführt habe. Darauf sagte er mir: „der junge Mensch sei sein einziger Sohn, er habe ihn nicht zum Soldaten erzogen, und sei er sehr dagegen, daß der Junge einer würde, aber er komme jetzt, mich flehentlich zu bitten, daß ich ihn nähme, denn sein Sohn würde sich zu Tode hungern, wenn er nicht angenommen würde.“ So war es wirklich gewesen, und ich mußte ihn schon nehmen.

Mit dem Senate hatte ich die Uebereinkunft getroffen, daß die Jäger sofort marschiren sollten, wenn ich erklärte, daß sie fertig seien. Um die Mitte Mai war die Compagnie marschfertig, und ich machte dann die Anzeige. Da wurde mir ein Brief von Hamburg mitgetheilt, worin man bat, die Bremer noch nicht marschiren zu lassen, weil das dortige Contingent nicht fertig sei. Ich wurde ersucht, nicht auf die Bedingung zu bestehen, der Hanserbund sei erst geschlossen, und rathsam, sich gefällig zu sein. Dies ist die Ursache, warum nicht allein die Jäger, sondern auch das Bataillon nicht mit bei Waterloo waren. Die Bremer Cavallerie unter Lützow focht am 14ten, 15ten, 16ten und 18ten Juni mit.

Es wurde auch in jener Gesellschaft ferner beliebt, daß ich zu Hause bleiben, die Reserve commandiren und Oberst der Bürgerwehr werden solle. Mit dieser Reserve war das eine eigene Sache. Wir hatten unser Contingent, 2 pCt. von der Bevölkerung, wie in der Wiener Congress-

Acte bestimmt war, zusammengebracht. Aber woher das 1 pCt. Reserve nehmen. Es war da von Wien ein Brief gekommen, worin die Sache zu beeilen angerathen wurde, denn ein Commandeur der Reserven aller kleinen nord-deutschen Staaten sei ernannt, wenn ich recht bin, ein Prinz von Hessen = Homburg. Kam dieser nach Bremen, so mußte ich ihm die Bürgerwehr zeigen. Er würde mir die Ordre gegeben haben, ein Bataillon davon in kurzer bestimmter Frist marschfertig zu machen, und wir hätten gehorchen müssen. Das wäre aber eine trübselige Sache gewesen, es waren etwa 2400 Mann da. Ueber 5000 Bürger waren in Bremen, die in dem durch das Gesetz für den Dienst vorgeschriebenen Alter standen. Welche Ungerechtigkeit hätte Statt gefunden, wenn auch Stellvertretung eingeführt wurde, denn wir mußten uns an die Leute halten, die unter den Waffen waren. Deshalb machte ich schnell mit Hilfe meines damaligen General-Adjudanten den Plan zum 4ten Bataillon fertig. Er würde eben so schnell ausgeführt worden sein, wenn die Schlacht von Waterloo nicht denselben für den Augenblick unnöthig machte. So lange wie die Wiener Bestimmung von 3 pCt. galt, also für Bremen 1500 Mann, mußte ein 2tes Bataillon da sein. Daß man später, wie ich längst abgegangen, und schon die Frankfurter Bundesmatrikel, welche die deutschen Contingente auf die halbe Stärke reducirte, meinen Plan wieder hervorsuchte, hat mir eigentlich früher nicht gefallen wollen. Man hat auch das 4te Bataillon wieder aufgegeben. Indessen muß man bedenken, daß jene Matrikel für den Frieden gemacht ist. Wenn Krieg kommt, was wohl bald der Fall sein könnte, so werden die 3 pCt., vielleicht auch noch deren mehrere, bald wieder da sei. Dann paßt die jetzige Einrichtung, auch die Vereinigung der Lübecker und Bremer in ein Bataillon nicht. Möge man dann bei Zeiten an ein

Marsch-Bataillon der Bürgerwehr denken, denn die Idee, dergleichen mit Handgeld abzumachen, ist längst veraltet und unausführbar. Es erscheint mir nicht gut, daß Bremen sein Bataillon aufgegeben hat. Es hatte so viel Angenehmes für den Dienst, die Einrichtung war so einfach. Man hat sie, wie ich vermuthete, aufgegeben, um zu sparen. Die Idee ist wohl daher entstanden, daß man ein paar Officiere weniger haben wollte. Meines Erachtens ist sie keine glückliche gewesen. Wenn, was ich nicht glaube, jener Zweck auch erreicht wurde, so war der Gegenstand, darum es sich handelte, unbedeutend gegen die Vortheile, etwas ganz für sich zu haben. In allen kaufmännischen Staaten ist immer eine Art Widerwillen gegen das sich Auszeichnende, besonders in Friedenszeiten. Die Uniform ist keine Empfehlung, es waltet etwas Feindliches gegen dergleichen.

Möge man vor allem es verstehen, sich die Bürgerwehr in achtungswerthem Zustande zu erhalten. Die auch in Bremen Statt findende scharfe Trennung der höheren und unteren Stände, wird durch dieselben vermindert, daher Bildung befördert. Im Kriege ist sie immer Herrin in der Stadt, wenn fremde, nicht feindliche Truppen da sind, denn ein Bremer wird immer Platzcommandant sein, und können die Bürger von diesem eher Abhülfe ihrer etwanigen Beschwerden gegen die Einquartierten erwarten, als von dem fremden Officier.

Ich habe bei dieser Gelegenheit nur Erinnerungen, die wenigstens 25 Jahre alt sind, aufzeichnen wollen; diesem Vorsatze bin ich nicht ganz treu geblieben, indessen kann mich, wie ich fühle, bis jetzt wegen der Nichtbefolgung desselben kein Vorwurf von Belang treffen.

Doch ist es Zeit, daß ich ein Ende mache. Ich nehme nun Abschied von Dir, mein verehrter Leser, und bemerke nur noch, daß ich ganz allein durch das lebhafteste Interesse,

daß die Gegenwart für mich hat, bewogen wurde, Dich und mich so lange bei der Vergangenheit, um die mich viel zu kümmern ich weder Anlage noch Neigung habe, aufzuhalten.

Doch bin ich, wie man wohl zu sagen pflegt, nicht dümmmer dadurch geworden, denn ich habe den Mangel an jeglichen Materialien, außer meinem Gedächtniß, tief empfunden. Es soll mir dies nicht wieder passiren. Ich fasse die Gegenwart, die auch ihr Interessantes hat, schärfer auf, sammle Notizen, so daß ich Dir im Voraus die Versicherung geben kann, daß wenn ich Dir, wie ich das stark vorhabe, nach 25 Jahren das Bild von der jetzigen Zeit vorlege, es treuer und besser gezeichnet sein soll, vorausgesetzt, daß Du und ich dann noch hienieden wallen und nicht heimgegangen sind, dahin, wo die Irrthümer dieses Lebens werden erkannt werden.



